



Döner

...in veganer Variante jetzt im Osten. Das Plagwitzer Bistro Fleischerei zieht um.

Leipzig – S. 5

mit

...einander statt nebeneinander. Wie treffen Alt und Jung in Leipzig aufeinander?

Thema – S. 8 und 9

Alles

...nur nicht normal. Studierende mit außergewöhnlichen Hobbys

Campuskultur – S. 11

Uns gibt es auch online:  www.luhze.de

GLOSSE

Die verflixte Nummer Vier

Drei Ostwahlen vorbei, zählen wir ab! Ein, zwei, drei Nicht-Faschisten. Nur die Nummer Vier macht Probleme. Aber sie will ja gar nicht Faschistin sein. Sie will zwar auch nicht Nicht-Faschistin sein. Aber wo kämen wir denn da hin, wenn wir ganz undifferenziert und schrecklich binär nur von Faschisten und Nicht-Faschisten reden? Mehr Mitläufertum wagen! Das kennen wir Ostdeutschen. Im Januar 1990 waren plötzlich alle im Widerstand und haben dann im März brav CDU gewählt. Haben ja alle so gemacht. Konnte ja keiner wissen, dass Kohl die Betriebe verscherbeln würde. Helmut, der alte Arbeiterfreund. Da müssen wir Verständnis zeigen. Es ist nur konsequent, jetzt Faschisten zu wählen. Man hat ja keine Wahl. Konnte ja keiner wissen, dass auf Faschismus Mord folgt. Diese verflixte Nummer Vier, ewige Einzeltäterin und weiß doch von nichts.

„Männerfußball ist eine andere Sportart“

Katja Greulich trainiert das Frauenteam von RB Leipzig



Seit der Saison 2016/17 gibt es bei RB Leipzig eine Frauenfußballabteilung. Katja Greulich trainiert seit 2018 das 1. Frauenteam, das mittlerweile in der Regionalliga Nordost spielt. Auf Seite 12 findet ihr ein Interview mit dem neuen Gesicht bei RB. Foto: hk

Was wurde aus den Polizeikontrollen am Uni-Campus?

Die vom Uni-Stura angekündigte Diskussionsveranstaltung ist bisher ausgeblieben

Ende Mai sorgten Polizeikontrollen an der Universität Leipzig für Aufsehen: Beamte der Polizei Leipzig durchquerten mit einem Drogenspürhund den Innenhof des Campus Augustusplatz. Als der Hund anschlug, kontrollierten sie mindestens eine Person auf dem Campus. Der Student_innenRat (Stura) warf der Polizei in einer Pressemitteilung kurz darauf Willkür vor. Polizeisprecher Andreas Loepki kontextierte in der LVZ, dass der Campus öffentlichen Charakter habe und die Beamten ihn betreten dürfen, wann immer sie wollen. Nicolas Laible, damals noch Stura-Geschäftsführer, ist jedoch der Auffassung, der Campus sei lediglich ein „öffentlich zugänglicher“ Raum. Um die Befugnisse der Polizei auf dem Universitätsgelände zu

klären, gab Birgit Dräger, Kanzlerin der Universität, ein Gutachten beim Justitiariat in Auftrag. Das Justitiariat berät Hochschulpersonal in Rechtsangelegenheiten. Anfang Juni hieß es, das Gutachten sei „in den kommenden Tagen“ zu erwarten. Es lag bis Redaktionsschluss dieser Ausgabe nicht vor. Grund ist laut Stephanie Broese, kommissarische Leiterin des Justitiariats, erheblicher Personalmangel.

Um „nicht länger übereinander, sondern miteinander“ zu reden, trafen sich Laible, Loepki, Polizeipräsident Torsten Schultze und Friedemann Wildhage, ebenfalls Stura-Geschäftsführer, Anfang Juni zu einem Gespräch. Im Anschluss veröffentlichten sie eine gemeinsame Pressemitteilung, in der sie eine Podiumsdiskussion

mit Teilnehmern der Polizei und des Stura ankündigten, „in naher Zukunft – möglichst noch vor den Semesterferien“. Diese Veranstaltung hat bis heute nicht stattgefunden. Warum?

Zum einen fehlt das Gutachten, auf dessen Grundlage die Veranstaltung stattfinden soll. Andererseits äußerten Stura-Plenumsmitglieder neben Kritik an der Transparenz und dem Aufgabenverständnis der Geschäftsführung ihren Unmut über das Treffen mit der Polizei. Carl Bauer, Referent für Hochschulpolitik, findet klare Worte: „Es ist absurd, dass der Stura die Polizei erst kritisiert und dann gemeinsame Veranstaltungen plant.“ Hussein Morad vom Referat Ausländischer Studierender äußerte im Plenum am 9. Juli: „In der Amtsträger_innengruppe wurde es als

nicht positiv wahrgenommen, mit der Polizei zu reden.“

Laible bekräftigt: „Es war und ist immer mein Interesse Nummer Eins, keine Polizei auf dem Campus zu haben.“ Vielen im Stura gehe es gegen den Strich, dass die Polizei verharmlost-menschlich dargestellt werden könnte. Er spricht sich als ehemaliger Geschäftsführer nach wie vor für eine Veranstaltung mit der Polizei aus. „Ich habe überhaupt kein Interesse daran, die Polizei zu verharmlosen.“ Es gehe darum, in einen Dialog zu kommen. Eine Diskussionsveranstaltung wäre laut Laible die perfekte Gelegenheit, der Polizei kritisch einen Spiegel vorzuhalten, was der Stura doch eigentlich gutheißen sollte. Themen wie Racial Profiling oder die Waffenverbotszone könnten angesprochen werden.

Laible betont, dass der Leipziger Polizeipräsident nicht gleichzusetzen sei mit beispielsweise Einsatzkräften bei Abschiebungen. Viele Stura-Mitglieder aber scherten nach dem Motto „ACAB“ alle Beamten über einen Kamm.

Die Polizeidirektion versichert derweil, dass sie für eine Veranstaltung nach wie vor zur Verfügung stehe. Sicher ist: Liegt das Gutachten vor, wird der Fall noch einmal neu ins Rollen kommen. Damit eine Diskussion zwischen Stura und Polizei realisiert werden könnte, bräuchte es einen entsprechenden Stura-Beschluss. Geschäftsführer Wildhage meint: „Ich persönlich sehe es zum jetzigen Zeitpunkt als unwahrscheinlich an, dass das im Stura durchkommen würde.“

Luise Mosig

MELDUNGEN

Druck

Die Studierendenräte der Universität Leipzig und der HTWK fordern, Bildungspolitik stärker in den Blick zu nehmen. Außerdem sollen Akteur*innen aus der Bildung mehr in Entscheidungsfindungen mit einbezogen werden. Sie haben sich einem offenen Brief von Bildungseinrichtungen in Sachsen an Politiker*innen angeschlossen, die derzeit darum ringen, eine neue Regierungskoalition für den Freistaat zu bilden. Insgesamt haben sich 14 Interessenvertretungen aus dem Bereich Bildung beteiligt. Die Vertreter*innen bemängeln, dass dabei die Geistes- und Sozialwissenschaften gegenüber den Mint-Fächern benachteiligt würden. Gerade hier seien Kompetenzen wichtig.

Drucker

An der Universität Leipzig wird es auch in Zukunft Drucker und die Möglichkeit, kostenlos zu scannen, geben. Das versichert die Leitung der Universitätsbibliothek (UBL). Im Mai dieses Jahres teilte die UBL zunächst mit, dass es bald nicht mehr möglich sein werde, dort zu drucken. Der Vertrag mit dem Druckerbetreiber Canon war ausgelaufen. Die Abschaffung stieß auf massiven Gegenwind. Der Fachschaftsrat (FSR) Jura stellte sich geschlossen gegen dieses Vorhaben. Drucker seien besonders für Studierende der Rechtswissenschaft unverzichtbar, hieß es damals vom FSR. Die UBL reagierte daraufhin mit einer Vertragsverlängerung bis zum Mai 2020. Die Zwischenlösung aus Druck- und Scanmöglichkeit solle bestehen bleiben.

Drängeln

Auch in diesem Semester finden wieder behelfsweise Vorlesungen in den Kinosälen des Cinestar im Petersbogen statt. So heißt es vom Pressesprecher der Universität, Carsten Heckmann. Es seien im Gegensatz zum vergangenen Semester jedoch nur noch zwei Vorlesungen aus den Erziehungswissenschaften und der Soziologie betroffen. Der Hauptcampus biete auch dieses Semester nicht genug Platz für alle Vorlesungen. Die Lage sei außerdem aufgrund der gestiegenen Zahl von Neueinschreibungen schwierig geworden. Trotzdem seien Vorlesungen in Kinosälen nicht als Dauerlösung gedacht. Ein Neubau ist in Planung.

lb

Studieren im Auftrag der Armee

Universität bildet Mediziner*innen für die Bundeswehr aus

Ich bin in erster Linie Soldat, dann erst Student.“ Paul Radicke und Christoph Vogel sind sich einig. Beide studieren an der Universität Leipzig, Paul im fünften Semester Zahn- und Christoph im achten Semester Humanmedizin. Von ihren Kommiliton*innen unterscheidet sie, dass die zwei seit Studienbeginn eine feste Arbeitgeberin haben: die Bundeswehr.

Damit gehören sie nach Angaben des Presse- und Informationszentrums *Personal der Bundeswehr* (PIZ) zu etwa 1.800 Soldat*innen, die bundesweit in Human-, Zahn-, Tiermedizin oder Pharmazie an öffentlichen Hochschulen eingeschrieben sind: sogenannte Sanitätsoffizieranwärter*innen (SanOA). Die Studienplatzvergabeverordnung regelt, dass Hochschulen im Freistaat ein Kontingent in diesen Fächern für die Bundeswehr bereitstellen müssen. Die Zuteilung der einzelnen Plätze erfolgt anhand eines Assessment-Centers der Bundeswehr, losgelöst vom gewöhnlichen Vergabeverfahren. Finanzielle Zuwendungen an die Hochschulen würden nicht fließen, erklären das PIZ und die Medizinische Fakultät der Universität. Gesonderte Studiengänge an den Bundeswehruniversitäten in Hamburg oder München würden sich aufgrund der geringen



(Kugel-)sicher durch die Prüfung

Foto: jn

Anzahl an Studierenden nicht rechnen, erklärt Paul, der auch als Vertrauensperson für die SanOA in Leipzig gewählt wurde. In Leipzig würden jedes Jahr acht Personen ein Studium über die Bundeswehr aufnehmen.

Die Kooperation zwischen öffentlichen Hochschulen und Bundeswehr läuft nicht ohne Kritik ab. Anfang des Jahres ergab eine Umfrage des Stura der Universität, dass die Mehrheit der Teilnehmer*innen die Einführung einer Zivilklausel an der Hochschule befürwortet, also die Selbstverpflichtung, in Forschung und Lehre nicht mit militärischen Akteur*innen zusammenzuwirken. Ob das auch die Abschaffung dieser Ausbil-

dungskontingente beinhalte, sei innerhalb des Bündnisses *Zivilklausel jetzt* umstritten, äußert ein Sprecher. Man wolle nicht Einzelnen ihren Studienplatz verwehren, sondern sich für generelle Erleichterungen bei Studienzugang und -finanzierung einsetzen, womit zugleich der Weg über die Armee weniger attraktiv würde.

„Der finanzielle Aspekt ist ein großer Bonus“, sagt Christoph. Er ist aktuell Leutnant mit entsprechender Besoldung. Vor allem habe er sich jedoch schon lange für Notfallmedizin interessiert, worin die Bundeswehr, glaubt er, am besten ausbilde. Dass er später womöglich an Auslandseinsätzen teilnehmen

muss, sei ihm bewusst gewesen, erklärt Christoph. Und dass es wichtig sei, voll dahinter zu stehen. Für zunächst 17 Jahre Dienst haben sich Christoph und Paul verpflichtet. Ihr aktueller Auftrag lautet studieren und das möglichst zügig. Ein Studiengangwechsel ist nicht ohne Weiteres möglich, kündigen auch nicht. Im ärgsten Fall drohen Geldrückforderungen.

Neben dem Studium lernen SanOA unter anderem den Umgang mit Waffen. Die Vereinbarkeit dessen mit dem Beruf Mediziner*in sieht Paul im völkerrechtlichen Status der Ärzt*innen als Personen, die nicht aktiv an Kampfhandlungen beteiligt sind, begründet. Das Schießtraining erfolge daher vor allem zur Selbst- und Patient*innenverteidigung. Auch weist er auf die humanitäre Hilfe der deutschen Armee im Ausland hin. Sie sei „mehr als ein Schützenverein“. Paul sieht zivile Hochschulen durch die SanOA-Ausbildung bereichert, weil die Soldat*innen andere Perspektiven mitbrächten. Ein gemeinsames Studium im medizinischen Bereich begrüßt auch *Zivilklausel jetzt*, unter der Erwägung, dass die SanOA zumindest nicht in einer getrennten militärischen Umgebung lernen.

Julia Nebel

Alles nur geklaut

Rechtsreferendar verkauft gestohlene Bibliotheksbücher online

Die Juristenfakultät der Universität Leipzig ist erneut Schauplatz von Diebstählen geworden. Erst im Frühjahr waren ein Laptop und mehrere Geldbeutel in der Bibliothek Rechtswissenschaft verschwunden. Nun sind Handkommentare – juristische Erläuterungswerke zu Gesetzbüchern – im zweistelligen Wert entwendet worden. Der Unterschied zu den Fällen im Frühjahr: Der Täter konnte ermittelt werden. Es handelt sich um einen Absolventen der Juristenfakultät, der derzeit sein Rechtsreferendariat ableistet.

In einem unbekanntem Zeitraum entwendete er aus der Campus- und Jura-Bibliothek einbändige Handkommentare, die genaue Anzahl ist unbekannt. Den Wert eines solchen Buches beziffert Charlotte Bauer, stellvertretende Direktorin der Universitätsbibliothek (UBL), auf etwa 85 Euro. Der Täter umging die Sicherheitsschranke, indem er die Sicherheitsetiketten aus den Büchern

riss. Einige dieser Etiketten fand ein Student Ende September in einem Feuerlöscher in der Bibliothek Rechtswissenschaft (siehe Foto). Anschließend bot der Rechtsreferendar die Bände bei Ebay-Kleinanzeigen zum Verkauf an. „Das zeugt von eindeutiger krimineller Energie“, resümiert Bauer. „Aber auch von Dummheit.“

Denn auf den Ebay-Bildern waren die UBL-Stempel deutlich zu erkennen. Zudem hatte der Täter seine Telefonnummer online angegeben. Nachdem eine Studentin die UBL am 29. September über das Kaufangebot der offensichtlich geklauten Bücher informiert hatte, erstattete die UBL Anzeige bei der Polizei. Dieser war es durch die Handynummer ein Leichtes, die Adresse des Verdächtigen herauszufinden; sie stellte bei einer Hausdurchsuchung 19 Handkommentare und Käuferdaten sicher.

Tim Drygala, Dekan der Juristenfakultät, veröffentlichte den Fall Ende Oktober auf sei-

ner Facebookseite. In der Kommentarspalte diskutierten Nutzer anschließend darüber, ob sich die Käufer der geklauten Werke wegen Hehlerei strafbar machen. Laut Drygala ist dies aufgrund des eindeutigen Vorsatzes der Fall. „Man kann nicht übersehen, dass es sich um gestohlene Ware handelt“, sagt er. Die stellvertretende UBL-Direktorin Bauer sieht das genauso und fordert alle Käufer von noch nicht wieder aufgetauchten Handkommentaren dazu auf, sich bei der UBL zu melden.

Was aus dem Rechtsreferendar und seiner juristischen Karriere wird, ist noch offen. „Es wurde ein Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet“, berichtet Drygala Ende Oktober. Solange er nicht verurteilt wurde, könne er seinem Referendariat in der Regel nachgehen.

Ein weiterer Diebstahl ereignete sich Mitte Oktober am Lehrstuhl für Völkerrecht. Neu gelieferte Computer und sonstige Hardware im Wert von

7.000 Euro verschwanden plötzlich aus einem aufgebrochenen Schrank. Ein Täter konnte nicht ermittelt werden. Drygala resümiert trocken: „Sowas passiert ständig an unserer Fakultät. Es wurden sogar schon Getränkeflaschen aus Tagungsräumen entwendet, mich wundert nichts mehr.“

Luise Mosig



Entdeckt

Foto: privat

Berührende Geschichten

Zu Besuch in der Deutschen Zentralbücherei für Blinde

Anja Lehmann steht vor ihrem Schreibtisch und fährt mit den Händen über weißes Papier. Sie richtet ihren Blick aus dem Fenster und liest laut vor. Linke und rechte Hand wechseln sich ab, tanzen über die Punkte auf dem Papier. Kurz stockt sie, fährt mit der linken Hand zurück und berichtet sich: „Quatsch, das heißt ‚Schutz‘, nicht ‚Bericht‘.“ Lehmann ist Korrekturleserin an der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig (DZB). Sie und ihre Kollegin Caroline Waldenburger übertragen Bücher aus dem sogenannten Schwarzdruck, also herkömmlichem Druck für Sehende, in Brailleschrift.

Die DZB lagert ungefähr 47.400 Hörbücher, 19.500 Brailletexte und 6.700 Noten. Nichts davon ist jedoch zu sehen, wenn man das Gebäude betritt. Auf den ersten Blick unterscheidet die DZB wenig von einem normalen Bürogebäude: Unscheinbare Gänge führen in unscheinbare Räume, die wenig Ungewöhnliches enthalten. Der zweite Blick offenbart dann doch Unterschiede: An einige Computer sind Brailletastaturen angeschlossen, die Knöpfe des Fahrstuhls hupen bei Betätigung und im Foyer steht ein lebensgroßer Plüschblindenhund mit der Bitte um Spenden.

Nutzbar

Die Nutzung der DZB ist für blinde und sehbehinderte Menschen kostenlos. Nutzer*innen können per Mail oder Telefon Bücher bestellen, die ihnen dann per Post zugeschickt werden. Sowohl Hin- als auch Rücksendung bezahlt die DZB. Jedes Hör- und Braillebuch ist zweimal in der Bibliothek vorhanden, es werden auch Bücher für den Verkauf hergestellt. „Der Geschmack von sehenden und sehbehinderten Lesern unterscheidet sich nicht wirklich“, stellt Schulze fest. Das beweist auch die Liste der meistverkauften Bücher: Zu den aktuellen Top Fünf gehören Michelle Obamas Autobiografie und „Das Schicksal ist ein mieser Verräter“ von John Green. Die Nutzer*innenzahlen der DZB haben sich in den letzten Jahren nicht stark verändert.

Nur selten verirren sich Nutzer*innen in die Bücherei, denn Sehbehinderte können online oder per Telefon viel besser herausfinden, welches Buch sie ausleihen möchten als an langen Regalreihen. „Der Name ist irreführend“, gibt Gabi Schulze, Referentin für Öffentlichkeits-



Das Übertragen von Büchern in Brailleschrift ist buchstäblich Handwerk.

arbeit in der Bücherei, zu und erklärt, dass der Großteil der hier stattfindenden Arbeit sich nicht mit dem Verleih, sondern der Herstellung von Produkten für blinde und sehbehinderte Menschen befasst.

Tastbar

Eine Kommission aus Lektor*innen und Bibliothekar*innen wählt die Bücher aus, die übertragen werden sollen und fordert dann von den Verlagen die Bücher an. Auch das Layout der Bücher gestaltet sie komplett neu. „Typografische Mittel wie kursive oder fett gedruckte Schrift können wir nicht nutzen“, erklärt Waldenburger. „Stattdessen unterstreichen wir Textpassagen oder rücken sie ein.“

Die von der DZB hergestellten Kinderbücher sind beeindruckend: Damit sehende Eltern und blinde Kinder gemeinsam lesen können, sind hier Braille- und Schwarzschrift übereinander gedruckt. Einige Bücher sind sogar mit verschiedenen Stoffen versehen. Es ist offensichtlich, dass Schulze sich über die besonderen Bemühungen freut: „Die Kinder können lernen, was Schafe, Frösche und Elefanten sind, indem sie Wolle, Laminat und Leder anfassen und die dazugehörigen Worte in Braille lesen.“ Auch die Zeitschrift Geolino wird in der DZB in Braille gedruckt.

Nach der Übertragung und Korrektur stanzen sogenannte Punzierer*innen das Negativ des Brailletextes in eine Zinkblechplatte. Diese Platte speisen sie dann in eine der hauseigenen Druckmaschinen ein, die den Text auf ungewöhnlich dickes Papier presst. Der Raum unterscheidet sich auf den ersten Blick nicht sonderlich von einer normalen Druckerei, klingt aber ganz anders. Wo man das Rattern von

Druckmaschinen erwartet, erklingt hier eher eine Art beständiges Klackern, als würde man einen Holzstab über eine geriffelte Oberfläche ziehen. Die Maschinen sind vielfältig: Rechts steht eine klassische Presse, in die eine punzierte Zinkblechplatte eingeführt wird, umringt von dutzenden Stapeln von Kalenderblättern eines Wandkalenders für Blinde. Links drucken zwei neuere Maschinen ohne punzierte Platte – Computertechnologie sei Dank.

200 Bücher produzieren die Übertrager*innen, Drucker*innen und Buchbinder*innen pro Jahr in der Bücherei, alles unter einem Dach. Die Buchauswahl ist groß, von Sachbüchern über Kriminalromane bis hin zu Noten für Musiker*innen. Denn auch für Noten gibt es eine spezielle Brailleschrift, die der normalen Schrift sehr ähnelt – das Braille-A steht auch für den Ton A –, nur dass für Notenschlüssel und die anderen zusätzlichen Zeichen andere Kombinationen entwickelt wurden. „Blinde Sänger können ihre Noten natürlich lesen während sie singen. Pianisten dagegen müssen sie sich einprägen“, erklärt Schulze.

Hörbar

Beliebter als Braillebücher sind jedoch die von der DZB produzierten Hörbücher. Dafür gibt es im Gebäude drei Tonstudios, die pro Jahr ebenfalls ungefähr 200 Werke hervorbringen. Schauspieler*innen und Rundfunksprecher*innen sprechen auf Honorarbasis Bücher, aber auch offizielle Dokumente ein. Gerade liest der Schauspieler Roland Friedel ein Buch über Johann Sebastian Bach. Auf der anderen Seite der Scheibe im Tonstudio sitzt Tontechniker Krystian Furmanek und hört zu, den Ausspracheduden griffbereit neben

dem Mischpult. Wenn Friedel sich verspricht, spult Furmanek zurück. Daraufhin fängt der Sprecher ein paar Wörter vorher wieder an und liest weiter. Das passiert alle paar Minuten. Furmanek, ganz der Profi, dreht sich dann kurz um, verschiebt einen Zeiger und spricht ins Mikro zu Friedel, um ihm zu sagen, wann er weiterlesen soll. Seit sechs Jahren produziert er nun Hörbücher für die DZB. „Vor allem muss ich kontrollieren, ob die Atmosphäre stimmt“, betont er. „Die Sprecher sollen die Bücher nicht vorlesen, sondern erzählen.“ Auf Friedel, der seit 1977 in der DZB Hörbücher einliest, kann er sich verlassen. Seit zwei Jahren arbeiten sie bereits am Hörbuch, denn Friedel kommt nur für etwa sechs Stunden pro Monat ins Studio.

Dankbar

Um das Angebot für sie kostenlos zu halten, gibt es einen Förderverein und Gelder vom Freistaat Sachsen. Wegen der guten Förderung gibt es keinerlei finanzielle Probleme und sogar Ausbaupläne. Schulze dankt dafür vor allem der scheidenden Wissenschaftsministerin Eva-Maria Stange (SPD). Sie hofft, dass auch in Zukunft die Regierungsparteien die DZB fördern.

Denn pünktlich zum 125-jährigen Jubiläum der Bücherei ist eine neue Hörbuch-App nur der erste Schritt einer rasanten Erneuerung der DZB: „Wir haben einige große Projekte für die Zukunft“, berichtet Schulze stolz. Da eine Änderung des Urheberrechts ansteht, könne die DZB ab Januar Bücher nicht mehr nur in Brailleschrift, sondern auch in Großschrift übertragen. „Wir wollen auch Legastheniker und körperbehinderte Menschen unterstützen können“, erzählt sie und begrüßt deswegen die Gesetzesänderung. Sie wollen außerdem barrierefreie E-Books entwickeln und verleihen. Darum ändere sich zum 1. Januar 2020 der Name: „Deutsches Zentrum für barrierefreies Lesen“ wird dann auf dem großen Schild vor dem Ephraim-Carlebach-Haus stehen. Ein Plakat der DZB fasst ihre Motivation gut zusammen: „Die Würde des Menschen ist tastbar.“

Jonas Waack



Schrift, Fotos und Grafiken werden übertragen.

Fotos: tm

MELDUNGEN

Kohle

Leipzig soll bis 2023 aus der Fernwärmeversorgung des Braunkohlekraftwerks Lippendorf aussteigen. Das beschloss der Leipziger Stadtrat am Mittwoch, den 30. Oktober, mit großer Mehrheit. Bei unvorhergesehenen Vorkommnissen soll die vollständige Ersetzung der Fernwärme aus dem Braunkohlewerk bis spätestens 2025 erfolgen. Zurzeit hat diese einen Anteil von 50 bis 70 Prozent der nach Leipzig gelieferten Fernwärme. Ein großes Thema bei der Festlegung auf ein Ausstiegsjahr spielte die zu gewährleistende Versorgungssicherheit. In den vergangenen Monaten hatten sich verschiedene Stadtratsfraktionen für den Ausstieg ausgesprochen.

Licht

Die Straßenbeleuchtung in Leipzig soll vollständig auf LED umgerüstet werden. Diese Maßnahme ist Teil eines Lichtmasterplans, den die Stadtspitze im Oktober beschlossen hat. Ziel sei es, neben der damit verbundenen Energie und CO₂-Ersparnis auch die Sicherheit im öffentlichen Raum zu erhöhen. Denn das warmweiße Licht gibt die Umgebung farbecht und somit leichter erkennbar wieder. Für die Umrüstung ist ein jährliches Budget von 150.000 Euro vorgesehen. Zudem solle in lichtempfindlichen Gebieten wie Parks, Wiesen oder Gewässer aus Gründen des Umweltschutzes einer Lichtverschmutzung vorgebeugt werden. Hauptverkehrsstraßen sind von der neuen Regelung ausgenommen. Der Plan geht auf einen Vorschlag der Baubürgermeisterin Dorothee Dubrau (parteilos) zurück.

Notstand

Der Stadtrat hat am 30. Oktober den Klimanotstand ausgerufen. Ab sofort muss die Verwaltung alle zukünftigen Maßnahmen der Stadt auf Klimaverträglichkeit prüfen. Außerdem sei ab 2020 ein jährlicher Bericht über den umweltpolitischen Zustand der Stadt inklusive Geplanter und bereits umgesetzter Maßnahmen zu verfassen. Weiterhin will die Stadt bis 2050 die Klimaneutralität erreichen. Dann dürfen insgesamt nicht mehr CO₂-Emissionen verursacht werden, als das Ökosystem verkraften kann. Das Jugendparlament hatte im März dieses Jahres einen dementsprechenden Antrag gestellt, Anfang Oktober folgte der zustimmende Standpunkt der Verwaltung.

sg

Feminismus in unkompliziert

Louise-Otto-Peters-Preis für Soziokulturelles Zentrum Frauenkultur

Etwa 100 Personen saßen im festlichen Ratssaal des Neuen Rathauses, als Christine Rietzke, Vorstandsmitglied des Soziokulturellen Zentrums Frauenkultur, erklärte, was Feminismus ist – „auf die Basics heruntergebrochen“. Feministische Arbeit immer und immer wieder erklären, vor anderen rechtfertigen und sich im Bereich Gleichstellung seit fast 30 Jahren engagieren – unter anderem dafür erhielt das Soziokulturelle Zentrum Frauenkultur am 22. Oktober den Louise-Otto-Peters-Preis von der Stadt Leipzig.

Oberbürgermeister Burkhard Jung (SPD) übergab den Preis und lobte die Tätigkeit des Vereins, der sich in vielerlei Hinsicht mit dem Thema Gleichstellung befasst. Und nicht nur damit: „Die Arbeit gegen Rassismus zieht sich durch all die Jahre wie ein roter Faden“, sagte Jung und betonte, wie wichtig dieses Engagement in der aktuellen Zeit sei. Als Beispiel sprach Jung den erst kürzlich verübten Anschlag in Halle an. Das Fazit seiner Rede war eindeutig: „Ich könnte mir kaum einen würdigeren Preisträger vorstellen.“ Jurymitglied Cornelia Langner erklärte, worauf bei der Auswahl besonders geachtet wurde: etwa auf einen langen Atem, die Vielfalt der Projekte und Netzwerkarbeit. „Auf jedem Gebiet stellen



Stolze Preisträgerinnen

Foto: gm

wir fest – Frauenkultur e.V. war schon da“, sagte Langner bei der Preisverleihung.

Den Louise-Otto-Peters-Preis vergibt die Stadt seit 2015 jedes Jahr an Personen und Institutionen, die sich besonders für die Gleichstellung von Frau und Mann einsetzen. Im vergangenen Jahr erhielt die Berliner Rapperin Sookee die Auszeichnung. Gleich eine Gruppe von Frauen, die im Verein Frauenkultur aktiv sind, nahmen in diesem Jahr den Preis von Oberbürgermeister Burkhard Jung entgegen. Neben einer Urkunde und 5.000

Euro Preisgeld gab es zum ersten Mal auch eine von der Künstlerin Margit Jäschke angefertigte Trophäe. Die soll an den 200. Geburtstag von Louise Otto-Peters in diesem Jahr erinnern.

Das Soziokulturelle Zentrum Frauenkultur existiert bereits seit 1990 und hat seinen Hauptsitz mittlerweile in Connewitz. Das Programm und die Projekte sind vielfältig: Seniorinnentreff, der interkulturelle Mädchentreff Mio, feministische Lesekreise sowie allerhand Vorträge und Diskussionen. Das Zentrum sei „von Anfang an ein Ort gewe-

sen, an dem Menschen ein Podium gegeben wird“, erklärt Vorstandsmitglied Rietzke. Sie ist schon seit 1991 dabei und scheint ihrer Tätigkeit noch nicht den Rücken kehren zu wollen: „Wir bedürfen nicht eines Preises, um motiviert weiter zu machen.“ Der Verein verfolgt ein sehr offenes Konzept, in dem sich alle mit einbringen können – egal, welches Geschlecht sie haben. Die vielen Ehrenamtlichen und Mitarbeitenden, aber auch die neuen Gesichter, die häufig mit ihrer ganz eigenen Sichtweise auf den Feminismus herkommen, seien immer wieder eine Bereicherung für den Verein. Es gebe jedoch auch „Momente der Fassungslosigkeit“, wie Rietzke es formuliert: wenn „rechtsextremistische Personen Feminismus als Feindbild aufbauen“ oder wenn der Feminismusbegriff missverstanden werde.

Bei der Preisverleihung im Oktober räumte Rietzke jedenfalls alle Missverständnisse aus dem Weg. Feminismus, das sei für sie „gegen jede Art von Unrecht“. Nach der Veranstaltung im Neuen Rathaus kamen einige Gäste auf Rietzke zu und bedankten sich – für die simple Erklärung, das Auffrischen des Wissens und das Erinnern daran, wofür das Soziokulturelle Zentrum Frauenkultur steht.

Hanna Lohoff

Schloss Schönefeld



Bei einem Blick auf den Leipziger Stadtplan erkennt man noch den historischen Stadtkern und die eingemeindeten Dörfer drum herum, die nun die Stadtteile bilden. Schönefeld im Nordosten Leipzigs wurde erst 1915

offiziell Teil von Leipzig und besitzt bis heute ein eigenes Rathaus sowie die Gedächtniskirche, in der Clara und Robert Schumann geheiratet haben. Ein wenig Royalität deutet noch das Schloss Schönefeld an, in dem sich heutzutage eine Förderschule für Kinder mit körperlicher und geistiger Behinderung befindet.

Das Schloss entstand 1604 als Herrensitz von Georg Heinrich von Thümmel. Neben dem Schloss errichtete er auch

ein Rittergut, welches bis 1754 in der Familie blieb. Aus finanziellen Gründen wurde es schließlich verkauft und wechselte in den folgenden Jahrzehnten mehrmals den Besitzer. Während der Völkerschlacht 1813 besetzten französische Truppen das Anwesen und brannten es aus Angst vor russischen Truppen nieder.

Erst 1871 beschloss die Erbin des Ritterguts, Hedwig von Eberstein, das Schloss wieder aufbauen zu lassen. Die Baronesse brachte von Reisen diverse Gegenstände mit in das 1876 fertiggestellte Schloss. Noch heute kann man Teile des Biedermeierzimmers im Stadtgeschichtlichen Museum bewundern. In ihrem Vermächtnis verfügte von Eberstein über die Zukunft des Schlosses, sodass das königliche Ministerium zu Dresden 1902 die Mariannenstiftung (benannt nach der Mutter von Hedwig von Eberstein) für mittellose Töchter höherer Zivildienstbeamter und Militärs im Schloss eröffnete. Die Jahre

1902 bis 1945 sind in der Chronik nicht dokumentiert und auch von Seiten des Vereins Schloss Schönefeld gab es bis zum Redaktionsschluss darüber keine Auskunft.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Stiftung enteignet und ihr Besitz erst an die Stadt und später an das Sozialamt übergeben. Dieses nutzte das Schloss als Pflegeheim und brachte dort circa 100 Frauen unter. Erstmals entstand 1972 eine Pflegestation für Kinder mit schwerer und mehrfacher Behinderung. Als im Sommer 1990 das Schloss aufgrund maroder Bausubstanz geschlossen werden musste, gründete sich der Förderverein Schloss Schönefeld, der das Schloss als freier Träger bis heute betreibt. Nach der Sanierung werden nun seit 1994 Kinder in den Räumen des ehemaligen Schlosses unterrichtet. 2013 wurde die Schule um einen Neubau erweitert, welcher den Innenhof abschließt – so wie damals das Rittergut aufgebaut war.

Pia Benthin



Heutige Außenansicht des Schlosses

Foto: pb

Blumen für Schabbat, Kaffee für die Polizei

Jüdisches Leben in Leipzig nach dem Anschlag in Halle

Es ist Freitagabend, an einer großen gedeckten Tafel in einem Gemeindefestsaal der Israelitischen Religionsgemeinde (IRG) zu Leipzig wird Schabbat gefeiert, der wöchentliche jüdische Ruhetag. Die Tischdecke ist weiß, so auch die darauf gedeckten Plastikteller und -schüsseln mit Gurken, Möhren und Tomaten. Am Anfang wäscht man sich schweigend die Hände und verteilt in Ruhe, bis das Brot verteilt ist. Der Student Sahar leitet das Gebet ein und erzählt von Noah, der Arche und dem Regenbogen. Es ist der Anfang der Schabbatgesänge, da das jüdische Jahr Ende September neu begonnen hat.

Der 27-jährige Mathematikstudent lebt seit vier Jahren in Leipzig und ist stark in die jüdische Gemeinde involviert. Jüdisch sein bedeutet für ihn jeden Freitagmorgen zwei Blumensträuße zu kaufen und für den Schabbatabend den Tisch vorzubereiten. Es bedeutet auch, jeden Tag die Tora zu lesen, die Synagoge zu besuchen und sich koscher zu ernähren. Er selbst ist jüdisch-orthodox geprägt, wie auch die Leipziger Gemeinde. Einst war sie die sechstgrößte Gemeinde Deutschlands, heute zählt die IRG rund 1.200 Mitglieder, die meisten kamen Anfang der 90er Jahre als Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion.

Am 9. Oktober feierte auch Sahar Jom Kippur, das höchste Fest im Judentum und Ende der zehntägigen Bußzeit nach Rosch Haschana, dem jüdischen Neujahr. Während der Bußzeit verpflichten sich die Gläubigen zu



Gebete und Gesang in der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig Foto: Silvia Hauptmann

guten Taten im neuen Jahr, ziehen Bilanz über moralisches und religiöses Verhalten und vertrauen sich mit denjenigen, mit denen sie im Streit liegen. Juden glauben, dass Gott ihr Fasten als Zeichen der Reue am Jom-Kippur-Tag annimmt, ihnen vergibt und sie von ihren Sünden befreit. Am 9. Oktober, dem Tag des Anschlags von Halle, war Sahar in der Synagoge in Bayreuth, als auf einmal bewaffnete Polizisten vor der Tür standen. Die meisten praktizierenden Juden benutzen am Fastentag kein Handy, somit erfuhr er erst am Ende des Festes, was passiert war. Er müsse keine Kippa tragen, um Antisemitismus zu erfahren, erzählt er. Hakenkreuze im Nebenjob oder Übergriffe in der Bahn; es komme immer wieder zu unangenehmen Situationen im Alltag. Das Attentat habe an seinem positiven Gefühl zu Leipzig nichts verändert: „Egal wo ich lebe, werde ich Probleme

haben.“

Um seine Freunde zu treffen, kommt auch Eshchar jeden Freitagabend zum gemeinsamen Essen in die Gemeinde. Er ist nicht religiös und lässt das vorangehende Gebet in der Synagoge aus. Der Archäologiestudent lebt seit 2015 in Deutschland, seine Großeltern sind hier geboren, zogen in den 30er Jahren nach Tel Aviv. Überrascht habe ihn nach seinem Umzug nach Leipzig das große Unwissen über jüdische Traditionen in der deutschen Gesellschaft. Übrig sei nur noch ein „Judentum aus dem Geschichtsbuch“. Als Eshchar vom Attentat in Halle erfuhr, habe er all seinen jüdischen Freunden geschrieben, denjenigen Bescheid zu geben, die an Jom Kippur kein Handy benutzen. Der 27-jährige Israeli trägt selbst keine Kippa und habe kaum Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht. Er fühle sich sicher, weil

er sich nicht religiös sichtbar kleidet.

Wie stark Antisemitismus in der Gesellschaft präsent ist, erforscht Christian Kleindienst. Er promoviert zurzeit am Lehrstuhl für Vergleichende Kultur- und Gesellschaftsgeschichte der Universität Leipzig zu Antisemitismus und ist Vorstandsmitglied der Deutsch-Israelischen Gesellschaft (DIG). Nach 1945 wurde Vulgäranisemitismus, wie direkte Beleidigungen, tabuisiert, erklärt Kleindienst. Dies führte zu einer Verschleierung, die sich bis heute gehalten habe: „Kodierte, implizite Formen des Antisemitismus waren immer präsent, sind nie verschwunden und immer wieder abrufbar.“ Er stützt sich auf die Antisemitismusforscherin Monika Schwarz-Friesel, die Antisemitismus mit einem Chamäleon vergleicht: Er verändert konstant sein Gesicht und passt sich den politischen Verhältnissen an.

Im Zuge der Globalisierung und Wirtschaftskrise hätten sich die Grenzen des Sagbaren stark verschoben, sogar in der bürgerlichen Mitte. Verantwortlich sieht Kleindienst dafür auch gewaltbeinhaltende rechts-liberäre Kommunikation in sozialen Medien. Auch der Attentäter von Halle habe sich im Internet radikalisiert und dort Zustimmung gefunden. Zu den geplanten Sicherheitsmaßnahmen der Bundesregierung äußert sich Kleindienst kritisch: „Internet-Hass unsichtbar zu machen, bringt nichts.“ Die Bundesregierung reagiere vor allem mit Repressionen und Sanktionen. Die DIG setze dagegen auf Prävention, so fordert sie zum Beispiel verpflichtende Schulungen für Beamte im Justizapparat, um antisemitische Motive zu verstehen und rechtzeitig erkennen zu können.

Am Schabbatabend wird gescherzt, die Polizei stehe doch nur vor der Synagoge, weil es dort Kaffee gebe. In der Synagoge sitzen auf der Empore zwei Frauen, unten beten und singen die Männer. Die Frauen sind das nicht gewöhnt, ihre Gemeinde in den USA ist nicht orthodox, was bedeutet, dass zum Beispiel auch Frauen die Aufgaben des Rabbiners übernehmen dürfen. Nach dem gemeinsamen Essen wird lange gesungen. Sahar stimmt an, die anderen machen mit, kompliziert klingende Zungenbrecher begleitet durch lautes Klopfen und Lachen. Wenn am Samstag die Sonne untergeht, ist Schabbatende und die Handys werden wieder rausgeholt.

Simone Rauer

Umzug statt Expansion

Plagwitzer Bistro Vleischerei sorgt mit Standortwechsel für Unmut

Das vegetarisch-vegane Fastfood-Restaurant Vleischerei hat seinen Laden im Leipziger Westen zum 31. Oktober geschlossen und zieht nun auf die Eisenbahnstra-

ße. Das kündigte das Lokal über seinen Facebook-Account sowie in einer Mail an alle Unterstützer*innen an, die bei einem Crowdfunding-Projekt für den neuen Laden im Osten gespen-

det hatten. Auf Facebook äußerten einige Nutzer*innen ihren Unmut über die Schließung im Westen – schließlich hätten sie für eine Expansion und nicht für einen Umzug gespendet.

Kristoff, einer der Mitbegründer der Vleischerei, betont, dass es zur Zeit des Crowdfundings nicht abzusehen gewesen sei, dass der Standort im Westen geschlossen werden muss. Als Begründung für die Schließung gibt er an, dass es intern zu „unüberwindbaren Differenzen“ kam, sodass sich das Team nun aufspalte. In Plagwitz solle es im Februar nächsten Jahres wieder ein Restaurant geben, jedoch nicht unter demselben Label, sondern mit neuem Namen. Es solle jedoch wieder ein veganer Laden entstehen.

In seiner Crowdfunding-Kampagne rief das Restaurant unter dem Motto „Vleischerei Ost – goes reality“ zu Spenden für die Einrichtung und Renovierung der neuen Räumlichkeiten auf. Insgesamt 488 Personen spendeten für das Projekt, sodass etwas mehr als 22.000 Euro zusammenkamen. Nach Abschluss der Kampagne erhielten die Unterstützer*innen eine Mail mit der Einladung zur Eröffnung auf der Eisenbahnstraße. Zudem stand in dem Schreiben: „Leider, im gleichen Atemzug traurig zu erwähnen, macht die Vleischerei in Plagwitz am 31.10. zu.“ Eine Begründung gab es für die Spender*innen nicht.

Eine Leipziger Studentin, die sich am Crowdfunding des Bistros beteiligt hatte, zeigt sich

enttäuscht über die mangelnde Kommunikation. „Wenn ich die Gründe wüsste, könnte ich das besser nachvollziehen und wäre nicht so schockiert“, sagt sie. Vor allem ärgere sie, dass in den vorangegangenen Mails an die Crowdfunder niemals die Rede von einer Schließung im Westen war. Zudem kam die Mail mit dieser Information nur eine Woche vor dem 31. Oktober und damit der Schließung der Filiale in Plagwitz.

Der neue Laden der Vleischerei im Leipziger Osten entsteht auf der Eisenbahnstraße 128 und öffnet am 23. November. Das sind auf den Tag genau elf Jahre nachdem die Vleischerei 2008 in Plagwitz eröffnete.

Hanna Lohoff



Ehemals Vleischerei, jetzt Leerstand

Foto: hl

Sonderseite
Dok 2019

Gerne wieder, gerne besser

Dok-Podiumsdiskussion zu politisch umstrittenen Filmen lässt Fragen offen

Wie kann ein Dokumentarfilm radikale porträtierten, ohne sich mit ihnen gemein zu machen? Dieser Frage widmete sich das Internationale Leipziger Festival für Dokumentar- und Animationsfilm (Dok) in der Abschlussveranstaltung des zweitägigen Symposiums „Wem gehört die Wahrheit? – Der politische Gegner im Visier der Kamera“, das vom 31. Oktober bis zum 1. November stattfand. Das Dok zeigt damit, dass es sich mit Kritik befassen kann – man würde sich nur wünschen, die Auseinandersetzung wäre stellenweise konstruktiver ausgefallen.

Im letzten Jahr hatte es einigen Aufruhr um den Dokumentarfilm „Lord of the Toys“ gegeben, der auf dem Dok mit dem Hauptpreis im *Deutschen Wettbewerb* ausgezeichnet wurde. Über einen Zeitraum von mehreren Monaten hatten Regisseur Pablo Ben Yakov und Kameramann André Krummel eine Gruppe von jugendlichen



Wenig Konstruktives Foto: Dok Leipzig 2019/Jana Mila Lippitz

Youtubern aus der Dresdner Platte begleitet. Alkohol in Massen, gegenseitige Demütigungen und rassistische wie antisemitische Witze mit einem Augenzwinkern – damit verdienen sich die Jungs ihre Follower in den sozialen Netzwerken. Nach der Premiere unterstellten manche dem Film eine mangelnde kritische Distanz.

Die Veranstaltung des Symposiums am 1. November ist

eine Art Antwort auf die Kritik des Vorjahres. Im Kupfersaal wurde zunächst ein Dokumentarfilm gezeigt, der inhaltlich einiges mit „Lord of the Toys“ gemein hat, auch wenn er in einer anderen Zeit spielt: In „Stau“ von 1992 zeigt Regisseur Thomas Heise eine Gruppe junger Neonazis aus Halle Neustadt, folgt ihnen in die Kneipe und zieht mit ihnen um die Häuser. Vor allem aber kommt

„Stau“ seinen Protagonisten sehr nahe: Zuhause bei Mutti in der Küche, mit den Eltern auf dem Sofa oder beim Imbiss führt Heise ausführliche Einzelgespräche mit den Protagonisten, in denen sich ihre Lebenswirklichkeit, ihre Radikalisierung und ihre Träume abzeichnen.

Unter der Moderation der Kulturwissenschaftlerin Stefanie Diekmann diskutierten anschließend der Filmkritiker Matthias Dell und die Schriftstellerin Helene Hege- mann sowie die Macher beider Filme miteinander. Die Teilnehmer gingen durchaus auf einige interessante Punkte ein: etwa auf die Frage, in welcher Umgebung ein solcher Film stattfinden kann. Dadurch, dass „Stau“ seine Protagonisten aus der Gruppe löst, blickt er hinter deren Fassade aus Wut und Nationalismus. So macht der Film ein Stück weit den Menschen in der Meute sichtbar – anders als „Lord of the Toys“, der seine Protagonisten weitgehend in der Gruppe zeigt. Das hat sicher mit dem Fokus der Filmemacher zu tun, die sich vor allem für die internen

Gruppendynamiken der Youtuber interessieren: In den gegenseitigen Demütigungen zeichnet sich ab, wie beliebig der jeweils Stärkere hier sein Opfer auswählt. Der Film hat darum aber wenig Gelegenheiten, die mediale Selbstinszenierung seiner Protagonisten aufzubrechen, die in ihrem Bereich immerhin Medienprofis sind.

Schade ist nur, dass die Diskussionsteilnehmer so gerne übereinander herzogten, anstatt miteinander zu reden. Sie schafften es immerhin, die schwache und am Thema vorbezielende Moderation zu ignorieren, nur um sich dann über weite Strecken darüber zu streiten, ob „Stau“ oder „Lord of the Toys“ der bessere Film ist, oder sich in Metadiskussionen über Mittel und Grenzen der Filmkritik zu verlieren. Es ist vor allem Thomas Heise mit seiner nüchternen Art zu verdanken, dass man dennoch einiges aus der Diskussion mitnimmt. Gerne wieder eine Veranstaltung dieser Art, liebes Dok-Team, und gerne besser.

David Will

Das lief beim Dok 2019

Das 62. Internationale Leipziger Festival für Dokumentar- und Animationsfilm (Dok) lief vom 28. Oktober bis 3. November. Wir waren da und stellen euch fünf Filme vor, die wir besonders erwähnenswert finden. Einige von ihnen sind Preisträger geworden. Auf luhze.de gibt es noch mehr Artikel zum diesjährigen Dok.

Identität

Wie reagiere ich als Vater, wenn mein Kind mir erzählt, dass es sich mit dem ihm angeborenen Geschlecht nicht identifiziert? Diese Frage stand am Anfang von Robin Harschs Film „**Under the Skin**“. Er ist selbst Vater von zwei Söhnen und begleitet in seinem Dokumentarfilm vier jugendliche Transgender-Personen. Auf eine sehr unbefangene Art und Weise filmt er die Teenager über mehrere Jahre bei ihrem Alltag. Die Zweifel und Probleme, Hoffnungen und ihre körperlichen Veränderungen kommen dadurch authentisch zum Vorschein. Auch wenn Mobbing und Selbstzweifel im Film eine Rolle spielen, offenbart dieser vor allem ein positives Bild. Die Geschichten der jungen Menschen gehen – wie es der Titel besagt – unter die Haut. „Den Film könntest du auch deiner Oma zeigen und sie würde verstehen, was Transgender bedeutet“, sagte Hannah Schwaiger, Regisseurin des Kurzfilms „Luca (m/w/d)“, der gemeinsam mit „Under the Skin“ beim Dok lief, nachdem sie Harschs Film bei der Weltpremiere sah.

Hanna Lohoff

Zeitzeuge

Wer an die Verbrechen der Nationalsozialisten denkt, hat oft Bilder von Auschwitz im Kopf. Stacheldraht, endlose Baracken, Verbrennungsöfen. Ute Adamczewski zeigt mit „**Zustand und Gelände**“, dass auch Turnhallen und Fabrikgebäude Schauplätze des Verbrechens waren. Nach der Machtergreifung richteten die Nazis „Schutzhaftlager“ in Sachsen ein, das damals Hochburg der organisierten Arbeiterbewegung war. Der Film ist ein lähmendes Zusammenspiel aus Ton und Bild. Die omnipräsente Off-Stimme verliert Verwaltungsakten und Erinnerungsberichte, während die Kamera langsam winterverregnete sächsische Orte abfährt, in denen die Nazis vor allem 1933 Menschen einsperrten, folterten, ermordeten. Der Film ist ein wichtiger Beitrag zur Erinnerungskultur und zeigt gleichzeitig die erschreckende Aktualität von Rechtsextremismus im Freistaat. Der Film gewann die Goldene Taube im *Deutschen Wettbewerb langer Dokumentar- und Animationsfilm* und den Verdienstpreis für Solidarität, Menschlichkeit und Fairness.

Luise Mosig

Filmstar

„**Asho**“ ist ein Glücksfall, in doppelter Hinsicht. Zum einen für Regisseur Jafar Najafi, als er bei Außenaufnahmen für einen anderen Film zufällig auf den gleichnamigen Jungen traf. Er wolle Schauspieler werden, rief ihm der Neunjährige zu, als er mit seiner Ziegenherde vorbeikam, Najafi solle ihn gefälligst filmen. Überhaupt wisse er alles über Filme, schließlich schaue er jeden Tag mindestens einen auf seinem Tablet. Asho ist entsetzt, als er hört, dass Najafi seine Begeisterung für Tim Burton nicht teilt: „Was, du kennst ‚Edward mit den Scherenhänden‘ und ‚Alice im Wunderland‘ nicht? Dass ich ausgerechnet für dich spielen muss!“ Glück haben auch die Zuschauer, dass ihnen dieser Zufall einen so bemerkenswerten Film beschert. 30 Minuten bekommen Asho, seine Cousine und ihre Geschichte auf der großen Leinwand. Wir freuen uns auf ihren nächsten Film. „Asho“ wurde mit einer Lobenden Erwähnung im *Internationalen Wettbewerb kurzer Dokumentar- und Animationsfilm* ausgezeichnet.

David Will

Surrealität

Im animierten Kurzfilm „**Deep Love (Kokhannya)**“ sprießen zwischen trostlosen Plattenbauten einer ukrainischen Stadt überdimensionale Pilze aus dem Boden, während kahlrasierte Jugendliche in Trainingsanzügen auf dem Boden hocken und eifrig Sonnenblumenkerne füttern. Die Stadt ist leer und dreckig, überall tanzen Plastiktüten herum. Sie fliegen wie kopflose Vögel durch die Luft, setzen sich auf die Köpfe der Stadtbewohner und verdecken deren Sicht. Surreal-schräg zeichnet Filmemacher Mykita Lyskov ein humorvolles Alltagsbild der Ukraine. Die Charaktere, die er dabei erschaffen hat, sind so bunt und aufregend wie die Musik, die den Kurzfilm unterlegt. Trotz Übertreibung und Abstraktion gelingt es dem Regisseur erstaunlich gut, eine realistische Atmosphäre wiederzugeben, die einen, trotz aller Komik und Absurditäten, auch nachdenklich werden lässt. Der 14-minütige Film wurde als Preisträger des *Next Masters Wettbewerb Kurzer Dokumentar- und Animationsfilm* ausgezeichnet.

Helene Schlesier

Zukunft

Still und fokussiert sitzt er da. Erst ein zweiter Blick verrät, dass die Personen neben Hiroshi Ishiguro keine echten Menschen, sondern Nachbildungen sind. Genauer gesagt: humanoide Roboter. Doch wieso erschaffen wir Maschinen, die uns ähneln? Mit dieser Frage setzt sich „**Robolove**“ von Maria Arlamovsky auseinander und fokussiert dabei die Schöpfer*innen. Neben bekannten ethischen Themen setzt sich der Film auch mit neuen sozialen Fragestellungen auseinander: Können humanoide Roboter jegliche Bedürfnisse des Menschen befriedigen? Wieso designen fast ausschließlich Männer weibliche Roboter? Welche Rolle spielen patriarchalische Strukturen bei der Produktion? Wenngleich „Robolove“ visuell überzeugt und gesellschaftsrelevante Fragen aufwirft, verliert er sich in einer langatmigen und oberflächlichen Darstellung eben dieser. Der Verzicht auf jegliche Kommentare erschwert es dem Publikum, die Protagonist*innen einzuordnen. Der Film erhielt den *Gedanken-Aufschluss-Preis*.

Hagen Küsters

„Das sind Alltagsbeobachtungen“

Von Wegen Lisbeth über ihr zweites Album und ihre Tour

Im Mai veröffentlichte die Berliner Band *Von Wegen Lisbeth* ihr zweites Album

„sweetlilly93@hotmail.com“. Zeitgleich ging es auf große Tour durch Deutschland, Österreich und die Schweiz. Vor ihrem ausverkauften Konzert im Haus Auensee Ende Oktober traf luhze-Redakteur Hagen Küsters drei der fünf Bandmitglieder, Matthias „Matze“ Rohde (Gesang und Gitarre), Doz Zschäbitz (Gitarre) und Robert Tischer (Synthesizer und Percussion).

luhze: Ihr kennt euch bereits seit der Schulzeit und habt erst unter dem Namen *Fluchtweg*, dann als *Harry Hurtig* und

schließlich als *Von Wegen Lisbeth* Musik gemacht. Wie kam es zu dieser Metamorphose?

Doz: Wir haben alle angefangen Musik zu machen, ohne die Instrumente wirklich spielen zu können. Das heißt, wir haben früher sogar untereinander die Instrumente gewechselt, weil nicht klar war, wer was und wie gut spielen kann. Dadurch haben wir dilettantisch das gemacht, was wir konnten. Und natürlich auch das, was uns damals an Musik gefallen hat. Über die Jahre hat sich das dann geändert.

Matze: Also wir konnten früher absolut gar nichts!

Robert: Deshalb haben wir anfangs Punkrock gemacht (*lacht*).

Wie würdet ihr eure heutige Musik beschreiben?

Matze: Als Popmusik – ich würde es einfach bei diesem ganz großen Begriff belassen. Eine genauere Definition sollen dann lieber andere Leute übernehmen. Ich finde es ganz komisch, jemandem unsere eigene Musik zu erklären.

Wie kommen eure Texte zustande?

Matze: Das sind Alltagsbeobachtungen. Ich greife meistens einen Satz oder ein Bild auf, das ich gut finde, und dann mach ich dazu einen Text.

Doz: Es gibt auch mehr politische Themen, die wir im zweiten Album verarbeiten, die vielleicht vorher noch nicht so krass Thema waren in Berlin. Beispielsweise, dass man umzieht und merkt, wie schwierig der Wohnungsmarkt ist und das Problem dahinter erkennt. (*Die Band thematisiert unter anderem die Gentrifizierung in ihrem Song „Westkreuz“, Anm. d. Red.*)

In einem Interview mit Zeitjung (2016) habt ihr erwähnt, dass ihr „Musik mit Haltung“ macht, „aber keine politische Band“ seid. Wie sieht denn eure Haltung aus?

Robert: Unsere politische Haltung war schon immer gegen die AfD oder die NPD. Daran hat sich nichts geändert!

Matze: Wir haben alle, obwohl wir in Berlin leben und mit unserem Freundeskreis in so einer krassen Blase stecken, den Rechtsruck gespürt. Daran kommt man einfach nicht vorbei. Unsere Texte kritisieren aber nicht nur die AfD, sondern richten sich auch an Leute wie uns, die in dieser Blase leben und nichts tun.

Einige von euch befinden sich mitten im Studium. Man könnte meinen, dass ihr diese Doppelbelastung gar nicht nötig habt.

Matze: Ich studiere Sound, also thematisch gar nicht so weit weg von dem, was ich sowieso mache. Aber tatsächlich war ich auch schon zwei Jahre nicht mehr da (*lacht*).

Doz: Ich habe Freie Kunst studiert. Das ist nicht eins zu eins das, was ich jetzt mache, aber man konnte kreativ arbeiten und ganz frei entscheiden, was man macht. Da war es nicht schlimm, wenn man mal einige Monate nicht da war.

Eine längere Version des Interviews findet ihr auf luhze.de



Der norwegische Schriftsteller Karl Ove Knausgård hat eine sechsbändige Biografie über sein Leben geschrieben. Über 4.500 Seiten. Ohne besonderen Anlass, abgesehen davon, dass er sich eines Tages beim Fußballspielen die Schulter verletzt und über seinen verstorbenen Vater nachgedacht hat. „Sterben“, das 2013 erschienen ist, ist der erste Band dieses Mammutprojekts. Ich habe das, wie vermutlich jede*r andere, für die egozentrischen Ergüsse eines alten, weißen Mannes gehalten. Wer schreibt so viel über sich selbst? Warum sollte ich daran Interesse haben?

Nachdem ich die ersten paar Seiten des Buches gelesen hatte, konnte ich mich seinem Sog trotzdem nicht entziehen. Denn es geht nicht um diesen etwas ernsten und schüchternen Norweger, sondern um die Wahrheit an sich. „Sterben“, der stärkste Band der Reihe, handelt von der Rolle seines Vaters in Knausgård's Leben. Die erste Hälfte des Buches spielt während Knausgård's Jugend, in der der Vater ein dunkler Schatten am ohnehin schon bedeutungsschweren Teenagerhimmel ist. In der zweiten Hälfte versucht er die Spuren seines Vaters aus dem Haus seiner Großmutter zu beseitigen, wo dieser sich nach langem Bemühen totgesoffen hat. In erschöpfenden Einzelheiten berichtet Knausgård von Urinflüssen und verschimmeltem Essen. Die Präsenz des Vaters, die in seiner Kindheit immer am Rande der Handlung lauert, zeigt sich auf einmal in ihrer erschreckenden Größe.

Worum geht es nun also? Es ist die Wirklichkeit, die der Autor sucht und die man hier findet. Knausgård ist müde von den Fiktionen, die uns umgeben und dem Abstand, der dadurch zur Welt entsteht. „Ach zum Teufel, worüber lese ich denn, wenn nicht über das Leben? Schreiben? Dasselbe. Ich lese und schreibe über das Leben. Das Einzige, was ich will, ist, zu leben.“ Nach 3.600 Seiten weiß ich sehr viel über ihn, aber vor allem über mich selbst.

Lisa Bullerdiel

Verlag: btb
Ersterscheinung: 2013



Robert, Matze und Doz (v.l.n.r.) beim Interview

Foto: hl

Hinter verschlossenen Türen

Leipziger Museen inventarisieren ihre Bestände

Mit über 200.000 Objekten besitzt das Grassi Museum für Völkerkunde zu Leipzig eine der größten ethnographischen Sammlungen Deutschlands. Doch was in den Schaukästen zu bestaunen ist, sind nur sieben Prozent des Gesamtbestandes. Die restlichen 93 Prozent werden in den Magazinen im Museums Keller aufbewahrt. Das ist erstmal nichts Ungewöhnliches: So zeigen auch die Ausstellungen im Museum der bildenden Künste (MdbK) in Leipzig lediglich 500 von insgesamt 80.000 Objekten.

Seit einigen Jahren wird der Debatte um Restititionen, also die Rückerstattung geraubter Kulturgüter an die legitimen Eigentümer*innen, mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Dies rückte auch die Museen selbst und deren teilweise erheblichen Probleme ins Licht der Öffentlichkeit. Jörg Häntzschel schreibt in einem Artikel der Süddeutschen Zeitung über die Lagerbedingungen des Ethnologischen Museums in Berlin: „Wasser dringt durch Dach und Fassade. Die Klimaanlage, die

seit der Einweihung nie erneuert wurde, kommt dagegen nicht an. Brandschutz? Ist nicht vorhanden.“ Zudem kamen Zweifel auf, ob Museen überhaupt wüssten, was sich in ihren Lagern befindet, da große Teile der Sammlungen oft noch gar nicht gesichtet wurden. Eine Kuratorin, die ethnologische Museen in mehreren Ländern kenne, äußert sich in dem Artikel dazu wie folgt: „In den Depots der deutschen Museen kommt einem das Weinen.“

Als Antwort unterzeichneten im Mai 26 Direktor*innen von ethnologischen Museen im deutschsprachigen Raum die Heidelberger Stellungnahme. Darin verpflichten sie sich dazu, laufende Forschungen zu Sammlungsbeständen öffentlich zu machen. Auch Léontine Meijer-van Mensch, Direktorin der drei Völkerkundemuseen in Dresden, Leipzig und Herrnhut, befindet sich unter den Unterzeichner*innen.

Erste Fortschritte gibt es schon: Sowohl das MdbK als auch das Grassi Museum für Völkerkunde sind gerade dabei, ihr Inventar zu sichten. Letzte-



Es sind mehr Objekte in Kisten verpackt als ausgestellt. Foto: pb

res befindet sich zurzeit in der Planungsphase für eine neue Dauerausstellung ab 2023. Aus diesem Anlass werden alle Objekte neu eingeordnet. „Nicht alles vom Bestand ist inventarisiert, wir befinden uns aber auf einem guten Weg“, sagt Ute Uhlemann, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit im Grassi Museum für Völkerkunde. Es handele sich um einen sehr langwierigen Prozess: „Qualität ist uns wichtiger als Quantität. Je mehr Informationen wir zu einem Objekt herausfinden, desto besser.“ Der nächste Schritt sei die digitale Veröffentlichung

der Inventarlisten, ein kleiner Teil ist auch schon online zugänglich.

Der Keller dient vor allem als Abstellfläche. Hinter roten Türen befindet sich eine Schädlingsbekämpfungsanlage. Zu den Magazinen im Keller haben nur ausgewählte Mitarbeiter*innen in Schutzkleidung Zugang. Grund für die komplexe Aufbewahrung seien laut Uhlemann die Ausdünstungen der Objekte, durch die Schadstoffe freigesetzt werden. „Ein gutes Beispiel dafür sind vergiftete Indianerpfeile.“

Sophie Goldau

Bereicherung für beide Seiten

Die Studentin Tina engagiert sich im Seniorenheim

Zu dem Ort, an dem Tina gerne einen Teil ihrer Freizeit verbringt, gelangt man mit einem Aufzug. Drei Stockwerke nach oben, dann öffnen sich die Türen zu einem hell gestrichenen, hellen Raum mit Linoleumboden. Um eine große Tischgruppe, an der mehrere Bewohner*innen mit übergroßen Figuren Mensch-Ärgere-Dich-Nicht spielen, sind weitere kleine Tische drapiert. Die meisten Senior*innen sitzen im Rollstuhl.

Tina ist weit über einen kleinen Tisch gebeugt. Fast verschwindet hinter ihr die ältere Bewohnerin, mit der sie sich im Flüsterton unterhält. Die Seniorin zittert leicht. Sie halten sich an den Händen, Tina lächelt sie ermutigend an. Was die Dame erzählt, ist nur für ihre Ohren bestimmt. Vor der älteren Frau steht ein Teller mit Brot. Es ist in kleine Häppchen geschnitten.



Die Bewohner*innen haben viel zu erzählen.

Motive

Tina studiert im Master Kunstgeschichte. Jeden Dienstag besucht sie nebenher ihre „Seniörchen“, wie sie sie nennt. Sie spielen zusammen oder unterhalten sich. Diese freiwillige Arbeit zu machen, war für Tina eine ganz bewusste Entscheidung. Nach ihrem Bachelor war sie bereits berufstätig, nahm sich aber schon damals vor, sich zu engagieren, sobald sie die Zeit dazu finden würde. Das tat sie dann zu Beginn ihres Masters auch. „Ich wollte etwas nur für andere machen.“ Ihre Tätigkeit im Seniorenheim ist für Tina vor allem etwas, das ganz fern vom Hinarbeiten auf berufliche Ziele und deswegen umso wichtiger ist: eine Sache, die sie nicht für ihren Lebenslauf macht.

Von dem Seniorenheim der Diakonie hat sie über eine Freiwilligenbörse im Internet erfahren. Sie hätte sich auch gerne für Geflüchtete engagiert, wollte sich aber auf eine Sache konzentrieren und sich außerdem einem Bereich zuwenden,

der in dieser Zeit am Anfang ihres Masters gerade nicht so viel Aufmerksamkeit bekam. Nun ist sie schon seit fast zwei Jahren jeden Dienstag in den gemütlichen Räumen im Osten von Leipzig. Wenn sie nicht da ist, vermissen die Bewohner*innen sie.

Für Tina, die immer lächelt und den richtigen Ton trifft, war der Anfang nicht schwer. Sie kam schon immer gut mit älteren Menschen klar. Berührungsscheue hatte sie nicht, auch wenn immer alle danach fragen, die von Tinas Freizeitbeschäftigung erfahren. Von der Heimleitung und den Mitarbeiter*innen fühle sie sich sehr unterstützt und nie überfordert. Auch müsse sie durch ihre freiwillige Arbeit keine fehlenden Stellen kompensieren. Ihr Engagement sei vielmehr ein Sahnehäubchen für die Bewohner*innen. „Man ist hier nie alleine.“

Morgen

Wenn Tina über ihre Arbeit spricht, merkt man, wie sehr ihr die Bewohner*innen und auch

das Seniorenheim am Herzen liegen. Ihre Besuche seien für sie zum festen Teil ihres Alltags geworden. Sie wohnt ganz in der Nähe. Wenn sie auf dem Nachhauseweg an dem Gebäude vorbeikommt, frage sie sich, was die Bewohner*innen hinter den orange leuchtenden Fenstern gerade machen. Sie habe in diesen letzten zwei Jahren viel ergründen können, zum Beispiel Wertschätzung. Nicht nur dafür, dass der Körper im Alter nicht mehr so mitspielt wie früher, sondern auch im Respekt für die ganz verschiedenen Lebensläufe und Persönlichkeiten, die ihr im Pflegeheim begegnet sind.

Dafür sei sie dankbar und sie habe das Gefühl, den Menschen dort mit ihrer wenigen Zeit wirklich helfen zu können. „Das Wort, das es am besten beschreibt, ist bereichernd.“ An diesem Tag schwingt in Tinas ansonsten begeistertem Tonfall auch etwas Trauer mit. Sie befindet sich gerade in den letzten Zügen ihrer Masterarbeit und wird nach ihrem Abschluss Leipzig vermutlich verlassen und damit auch die Senior*innen, die ihr so ans Herz gewachsen sind. „Es wird mir schwerfallen, zu gehen.“

Momente

Mit Verlust wurde Tina in ihrer Zeit im Pflegeheim zum Glück nicht oft konfrontiert. Nur einmal, ganz am Anfang, sei eine ältere Frau verstorben, die sie persönlich kannte. Im Alltag mit den Bewohner*innen verfolge sie der Gedanke an den Tod nicht. Trotzdem mache sie sich manchmal Sorgen, zum Beispiel, wenn sie länger nicht da ist, oder wenn eine Person im Krankenhaus liegt. Trotzdem: „Es ist allen klar, dass der Tod Teil des Lebens ist.“ Besonders hier zwi-

schen Rollstühlen und fünf Mahlzeiten am Tag. Um damit umzugehen, würden sich alle auf ihren Alltag konzentrieren. „Das Jetzt zählt.“ So feiern die Bewohner*innen Feste oder spielen eben mit Tina. Bei allem Pragmatismus, der sich im Umgang mit dem Tod in einem Pflegeheim zwangsläufig ausbilden muss, merkt man Tina doch an, dass sie Angst um die Menschen hat, zu denen sie so eine vertraute Beziehung entwickelt hat. „Es würde mir schon sehr nahegehen.“

Möglichkeiten

Zu allen habe Tina eine eigene Verbindung. Manche erzählen gerne viel über ihre Kinder und Enkel, über das Leben, das sich vor den Türen des großen Reichenhauses abspielt. Manche hören bloß zu, spielen oder singen mit Tina. Eine Bewohnerin, die zwischendurch freundlich vom großen Tisch in der Mitte des Raumes herüberlächelt, gehört zur ersten Kategorie. Auch sie, so erzählt die ältere Dame, habe früher freiwillig für Senior*innen gearbeitet.

Mit einer kleinen Band habe sie vor verschiedenen Senioren- und Pflegeheimen gespielt, jahrelang. Auch, wenn sie einige Male am Anfang keine Lust hatte zu spielen, wurde sie am Ende immer belohnt. Sie stellten sich in die Innenhöfe der großen Heime. Wenn sie anfangen zu spielen, seien die Bewohner*innen in ihren Rollstühlen an die Fensterscheiben geschoben worden, um besser zuhören zu können. „Die waren so dankbar“, sagt sie und ihre Stimme bricht bei dieser Erinnerung. Beim Zuhören bekommt man den Eindruck, sie spreche auch über sich selbst.

Lisa Bullerdiek

Alt & Jung

Zurzeit hört man viel über Filterblasen im Netz. Dabei bewegen wir uns auch offline am liebsten unter unserergleichen. Ob in der Vorlesung oder im Altersheim – wir haben uns angeschaut, wo junge Studierende und Senioren in Kontakt treten können.



Grafik: Lisa Bullerdiek

Man lernt nie aus

Das Seniorenkolleg feiert sein Jubiläum

Der Name mag sich geändert haben, die Institution aber ist geblieben: Ende der siebziger Jahre als Kolleg der Veteranen der Arbeit an der damaligen Karl-Marx-Universität gegründet, feierte das Seniorenkolleg der Universität Leipzig im Oktober sein 40-jähriges Bestehen. Damit ist das Kolleg das älteste einer ganzen Reihe von Angeboten, über die man an der Universität Leipzig auch im Alter studieren kann.

Die Gründung des Kollegs fiel in eine Zeit, in der die Universitäten in den Ländern der Bundesrepublik wie auch auf dem Gebiet der damaligen DDR damit begannen, ihre Türen vermehrt auch für Senioren zu öffnen. In der DDR hatten bereits ein Jahr zuvor die Humboldt-Universität zu Berlin und die Medizinische Akademie Dresden vergleichbare Programme ins Leben gerufen, bevor im Jahr 1979 in Leipzig das Veteranen-Kolleg entstand. „Man hat damals schon erkannt, dass es wichtig ist, die älteren Bürger mit einzubeziehen“, sagt Daniela Rütz, die an der Universität Leipzig für das Seniorenkolleg arbeitet. Ein System- und Namenswechsel sowie dutzende Jahre später können sich auch heute noch Senioren zum Se-

mesterbeginn für den Besuch einer interdisziplinären und nur ihnen vorbehaltenen Vortragsreihe anmelden. „Die Nachfrage ist nach wie vor sehr groß“, sagt Rütz – jährlich verzeichnet das Seniorenkolleg über 2.000 Teilnehmer.

Mit der Wende wurden allerdings die Rufe lauter, den Senioren bei Bedarf mehr Freiheit in der Wahl ihrer Kurse einzuräumen und sie zusammen mit den jüngeren Studierenden in den regulären Universitätsalltag einzubinden. Auf Antrag des Seniorenbeirats der Stadt Leipzig wurde darum im Jahr 1993 zusätzlich das Seniorenstudium ins Leben gerufen: Über dieses können sich Interessierte für die meisten Module der Universität als Gasthörer einschreiben. Geschichte, Theologie und Psychologie stehen besonders hoch im Kurs bei den Senioren. Knapp zwei Drittel der Teilnehmer an Seniorenstudium und -kolleg sind Frauen. Außerdem haben die meisten bereits einen akademischen Hintergrund. Seniorstudierende können zwar keine Zertifikate erwerben, dafür haben sie allerdings auch keine Prüfungen im Nacken. „Sie machen es wirklich aus Freude und Interesse“, bekräftigt Heidrun Eger, die das Seniorenstudium



Nicht nur für junges Publikum

Foto: Swen Reichhold/UL

betreut. Klar komme es zwischen den jungen und den älteren Studierenden manchmal zu Spannungen, etwa wenn die jüngeren zu spät zu den Vorlesungen kommen. „Ich glaube, das ist auch eine unserer Aufgaben: Hier um Verständnis zu bitten und einen Perspektivwechsel anzuregen“, sagt Rütz.

Unter dem Dach der Seniorenakademie finden sich neben Seniorenstudium und -kolleg noch andere Angebote der universitären Weiterbildung für Se-

nieren: Etwa die Kulturstudien, in denen sich die Teilnehmer in der Vergangenheit mit Literatur und Musiktheater beschäftigen konnten, oder Führungen durch Ausstellungen und Museen, die selbstorganisiert unter dem Motto „Von Senioren für Senioren“ stattfinden. Bis Dezember kann man sich zudem in der zweiten Etage des Hörsaalgebäudes eine Ausstellung zum Jubiläum des Seniorenkollegs ansehen.

David Will

Senior*innen in Leipzig

Alumni an der Universität Leipzig

Konkrete Aussagen zu Ehemaligen der Universität Leipzig können nicht getroffen werden, da sich nicht alle Ehemaligen im Alumni-Netzwerk befinden. Zudem ist die Altersangabe keine Pflicht. Von den 1679 noch in Leipzig lebenden Alumni mit vorhandener Altersangabe gibt es ungefähr 171 im Alter von 50 bis 67 Jahren. Etwa 232 Alumni sind über 67 Jahre alt. Diese Zahlen decken sich ungefähr mit den Ergebnissen einer im Frühjahr durchgeführten Umfrage.

Die Stadtteile mit der höchsten Altenquote sind:

Schönefeld-Ost mit 73,3 Prozent
Grünau-Siedlung mit 75,3 Prozent
Grünau-Ost mit 88,7 Prozent

Die Stadtteile mit der niedrigsten Altenquote sind:

Alllindenau mit 12,3 Prozent
Neustadt-Neuschönefeld mit 12,1 Prozent
Lindenau mit 9,6 Prozent

Altenquote

In Leipzig waren Ende 2018 rund 20 Prozent der Einwohner*innen über 65 Jahre alt. Zur Erfassung des Wohnorts dieser Personen gibt es die Altenquote. Sie setzt sich zusammen aus der Zahl der Einwohner*innen im Alter von 65 Jahren und älter in Relation zur Zahl der Einwohner*innen im Alter von 15 bis 65 Jahren.



Recherche: Sophie Goldau

Grafik: Lisa Bullerdiek

Quellen: Stadt Leipzig, Alumni-Netzwerk Universität Leipzig



Tina liegt das Heim am Herzen.

Fotos: lb



Sprachen der Welt

Wenn man nach Aussprache statt nach Schreibung unterteilt, gibt es in der deutschen Sprache 25 verschiedene Konsonanten und 18 verschiedene Vokale.

Baskisch, das in Teilen Frankreichs und Spaniens gesprochen wird, ist mit keiner anderen bekannten Sprache verwandt. Bis heute rätseln Linguist*innen über den Ursprung.

Es gibt heute etwa 6.000 bis 7.000 lebendige natürliche Sprachen auf der Welt, dazu mehrere hundert Plansprachen wie zum Beispiel Esperanto und Klingonisch sowie unzählige Programmiersprachen.

Die Piraha, ein indigenes Volk, das im brasilianischen Amazonas-Regenwald lebt, kennen in ihrer Sprache keine spezifischen Zahlwörter, sie können lediglich ausdrücken, ob „eins“ oder „mehrere“ vorhanden sind. Sie haben auch keine Wörter für Farben und keinen Ausdruck, um sich zu entschuldigen.

In Südkorea gibt es einen gesetzlichen Feiertag zu Ehren des koreanischen Hangeul-Alphabets, den Hangeul-Tag (sprich: Han-gül).

Neugeborene bevorzugen beim Schreien ein Melodiemuster, das für ihre Muttersprache typisch ist.

Lisa-Naomi Meller

Anzeige



Johann Sebastian Bach h-Moll-Messe

23. November 2019, 19 Uhr
Thomaskirche Leipzig



„Schwerwiegende Hasskriminalität“

Soziologe Alexander Yendell über Extremismusursachen

Alexander Yendell ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Leipzig und Mitglied des Kompetenzzentrums für Rechtsextremismus- und Demokratieforschung. luhze-Redakteurin Pauline Reinhardt hat mit ihm über seinen Vorwurf gesprochen, die Ursachenforschung nach dem Anschlag in Halle fokussiere sich zu sehr auf die politische Dimension.

luhze: Können Sie Ihre Kritik an der Ursachenforschung zusammenfassen?

Yendell: Die Art der Berichterstattung und einige öffentliche Reaktionen spielen den Tätern zu. Es fängt damit an, dass man den Namen dieser Täter nennt und sie als politisch motiviert bezeichnet. Das spielt den Rechtsextremen zu, denn man stilisiert solche Täter zu politischen Freiheitskämpfern, die andere namentlich genannte Täter wie den Attentäter von Christchurch oder von Oslo zum Vorbild nehmen. Sinnvoller wäre es, solche Taten als schwerwiegende Hasskriminalität zu bezeichnen, um den Tätern Verantwortung für das Kernmotiv zurück zu geben. Rechtsextremismus und Rassismus sind in erster Linie kriminell und dürfen nicht als eine politische Meinung verhandelt werden, denn das macht sie für Rechtsextreme legitim. Hinzu kommt, dass wir bei den Ursachen jede einzelne Tat beleuchten müssen.



Yendell arbeitet an der Theologischen Fakultät.

Foto: ak

Was sind die Ursachen für Extremismus oder allgemein für Gewaltbereitschaft?

Es sind viele Faktoren relevant; individuelle und gesellschaftliche Faktoren sowie Gruppendynamiken innerhalb der extremistischen Szene. Es reicht nicht aus, sich einen einzelnen Indikator davon auszusuchen. Aber der wichtigste Ansatzpunkt liegt bei dysfunktionalen Familien. Wir müssen dafür sorgen, dass Kinder in liebevollen Familien aufwachsen. Es gibt zu viele Menschen, die hasserfüllt und sadistisch sind, das hat seine Wurzel meist in Kindheit und Jugend.

In zahlreichen Studien hat man festgestellt, dass die meisten Extremisten Familien entstammen, in denen deren Bedürfnisse total übergegangen wurden, häufig finden in diesen Familien emotionale Vernachlässigung und auch Missbrauch statt. Aus diesem Nährboden heraus entstehen Menschen, die nicht richtig

lieben können, und ihren Selbsthass auf andere projizieren.

Es gibt auffällig viele männliche Täter. Was passiert mit Frauen, die in dysfunktionalen Familien aufwachsen?

Rechtsextremismus hat sehr viel mit toxischer Männlichkeit zu tun, was sich vor allem im Demonstrieren von Stärke und Gewalt ausdrückt. Die Täter haben oft kein männliches Vorbild, das liebevoll ist, aber gleichzeitig auch Grenzen setzt. Auch die Mütter sind beteiligt. Eine plausible Vermutung ist, dass die Täter oft Mütter haben, die die Männer in ihrem Autonomiebestreben nicht fördern.

Männer sind zudem in der Regel gewaltbereiter und krimineller als Frauen. Man kann lange darüber diskutieren, inwieweit Kultur eine Rolle spielt, aber sicherlich spielen auch Hormone eine Rolle. Testosteron macht bekanntlich aggressiv. Auch in Ländern, in denen es mehr

Gleichberechtigung gibt, sind Männer häufiger die Kriminellen.

Aber auch Frauen können rechtsextrem sein. Wir wissen aus Studien, dass Frauen sogar etwas häufiger als Männer Gewalt befürworten. Sie selbst sind allerdings eher Unterstützerinnen und nicht Täterinnen. Das hat sicherlich auch mit den körperlichen Unterschieden zu tun.

Wie kann man Menschen helfen, die bereits erwachsen sind und potenziell Täter*innen werden könnten?

Das ist schwierig. Zuerst müssen wir uns eingestehen, dass wir dieses Problem nicht von heute auf morgen lösen können. Rechtsextreme wird es noch lange geben, wenn wir nicht etwas gegen die wichtigsten Ursachen der Radikalisierung von Rechten unternehmen.

Eine wichtige Maßnahme ist die Prävention beispielsweise durch Sozialarbeiterinnen, die auf Rechtsextreme zugehen und sie dabei unterstützen, sich zu entradikalisieren. Aber das Wirksamste ist die Prävention im Vorfeld der Radikalisierung: Es muss mehr in die Jugendarbeit, in Erlebnispädagogik sowie Unterstützung von Familien investiert werden. Leider wurde in diesen Bereichen viel eingespart, dabei sind sie so wichtig. Denn unsere Gesellschaft und unsere Demokratie brauchen Menschen mit Empathie.

Eine längere Version des Interviews findet ihr auf luhze.de

Strom aus Abwasser

Neue Professur für Elektrobiotechnologie an der Universität Leipzig

Wir beschäftigen uns mit Ladungs- und Umwandlungsprozessen an der Schnittstelle von Mikrobiologie und Elektrochemie“, so fasst Falk Harnisch, neuer Professor für Elektrobiotechnologie an der Universität Leipzig (UL), sein Forschungsgebiet zusammen. Mitte Oktober dieses Jahres wurde der Leiter der Arbeitsgruppe „Elektrobiotechnologie“ am Leipziger Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung (UFZ) von UL und UFZ gemeinsam berufen.

Mikrobiologie verbindet man mit winzigen Tierchen unter dem Mikroskop, Elektrochemie mit Laptopakkus. Forschungsgegenstand der Elektrobiotechnologie sind dagegen elektroaktive Mikroorganismen. Wie viele Lebewesen gewinnen sie beim Abbau von Nahrung Energie für ihre Lebensprozesse. Da-

bei werden Elektronen frei. Elektroaktive Organismen haben die besondere Eigenschaft, diese Elektronen an eine Elektrode, einen Stab aus Grafit oder Metall, abgeben zu können. Von dort können sie auf Sauerstoff übertragen werden, es fließt Strom. Die chemische Energie aus der Nahrung wird somit in elektrische Energie umgewandelt und kann vielfältig genutzt werden.

Zwei der zahlreichen Anwendungsmöglichkeiten der Elektrobiotechnologie sind besonders bedeutend. „Die prominenteste Methode ist sicherlich die Energiegewinnung aus Abwässern“, schätzt Harnisch ein. Dabei ernähren sich die Organismen von Stoffen im Abwasser. Beim Abbau werden Elektronen abgegeben, die Organismen erzeugen Strom. Bioelektrische Abwasserreinigung

verspricht eine hohe Energieeinsparung. „Ich wäre vorsichtig zu sagen, dass wir in Kläranlagen riesige Mengen elektrischer Energie aus Abwasser gewinnen können. Wo ich aber durchaus ein riesiges Potenzial sehe, ist die Einsparung. Und allein eine energieautarke Kläranlage wäre ein riesiger Fortschritt.“

Aber auch ein umgekehrter Prozess ist möglich: „Man kann die Mikroorganismen mit Elektronen füttern“, erklärt Harnisch, dann bauen sie Abfallstoffe zu wertvollen Chemikalien um. Mit dieser Methode kann beispielsweise umweltschädliches CO₂ gebunden und zu Biokraftstoffen umgebaut werden. Ungenutzte Stromüberschüsse aus Wind- oder Wasserkraft könnten so genutzt werden, um die Mikroorganismen zu füttern.

Zum Beitrag seiner Forschung zum Klimaschutz merkt Harnisch an: „Ich denke, da wird es keine ‚one-fits-all‘-Lösung, sondern ein Portfolio an verschiedenen technologischen Lösungen für die nachhaltige Produktion, nachhaltige Biochemie und nachhaltige Chemie geben. Da kann meiner Ansicht nach die Elektrobiotechnologie eine sehr, sehr wichtige Rolle spielen, da sie es erlaubt, den chemischen mit dem elektrischen Energiesektor zu verbinden.“

Er und sein Team arbeiten daher auch an der Skalierung einzelner Anwendungen vom Labormaßstab hin zu einer für den Alltag relevanten Größe.

Was seine Professur betrifft, ist Harnischs Hauptanliegen klar: „Ich möchte gern ein Modul ‚Elektrobiotechnologie‘ aufsetzen.“

Samuel Stolle

Die etwas andere Freizeitbeschäftigung

Wir stellen euch Leipziger Studierende mit außergewöhnlichen Hobbys vor

Kochen, reisen, lesen – das klingt nicht nur im Lebenslauf öde, sondern hebt auch den Smalltalk bei WG-Partys oder in der Mensa auf keine höhere Ebene. Schluss mit Standard-Antworten, hier kommen Freizeitbeschäftigungen, die wirklich spannend sind. Wir haben Leipziger Studierende gefunden, die außergewöhnlichen Hobbys nachgehen. Vom Gartenschlauch-Horn über Vogelspinnen bis zu Bienen auf dem HTWK-Dach gibt es jetzt genügend Lese- und Gesprächsstoff. Text: Hanna Lohoff



Elisa: Terraristik

„Oh Gott, was? Das könnte ich ja nie“ – das sei die häufigste Reaktion von Leuten, denen Elisa von ihrem Hobby erzählt. Darauf folgen oft noch Ekel oder Angst. Elisa studiert Bioinformatik an der Universität Leipzig und hält in ihrem WG-Zimmer eine Kornnatter, einen Gecko, einen Skorpion und fünf Vogelspinnen. Sie habe einen Hang zu Tieren – vor allem zu denen, welche die meisten nicht als niedlich bezeichnen würden. Zudem spricht noch ein sehr pragmatischer Grund für ihre Haustierwahl: Elisa hat eine Tierhaarallergie. Hund, Katze, Maus kommen für sie also nicht in Frage. Wenn sie von ihrem Hobby erzählt, kommt die Sprache schnell auf die Fütterung. Dann entfacht eine Debatte darüber, ob es eklig ist, tiefgefrorene Mäuse im Gefrierfach und eine Insektenbox im Wohnzimmer aufzubewahren. Viele wollen auch wissen, ob die Terrarien ausbruchssicher sind.

Foto: privat



Nico: Rope Dart und Poi

Wenn Nico sich nicht gerade um sein Linguistikstudium an der Universität Leipzig kümmert, heißen seine beiden Leidenschaften Rope Dart und Poi. Ersteres ist eine flexible, chinesische Waffe, die man, teilweise mit Feuer, durch die Luft schleudert. Poi ist die Bezeichnung für ein Spinnengelement, das in der Artistik zum Einsatz kommt. Auch nachdem Nico anderen erkläre, was das ist, könne sich niemand etwas darunter vorstellen. „Wenn ich es dann aber gezeigt habe, finden es alle sehr schön und beeindruckend“, sagt Nico. Der 29-Jährige übt Rope Dart und Poi seit etwa vier Jahren aus. Beide Beschäftigungen seien für ihn befreiend: „Es gibt mir die Möglichkeit zum freien Ausdruck der Gefühle und lässt mich die Umgebung für einen Moment komplett vergessen.“ Durch diese beiden Hobbys könne Nico abschalten und finde immer neue Wege, sich selbst herauszufordern.

Foto: Sophia Körner (Nico beim Rope Dart)



Katerina: Gu Zheng

Katerina studiert an der Universität Kommunikations- und Medienwissenschaft. Ihre größte Leidenschaft ist es, auf ihrem Gu Zheng, der chinesischen Zither, zu spielen. Das ist ein traditionelles Instrument, das aus einem hölzernen Klangkörper und Saiten zum Zupfen besteht. Schon seitdem sie vier Jahre alt ist, spielt Katerina Gu Zheng und begeistert damit immer wieder ihre Mitmenschen. Als sie das Instrument das erste Mal berührte, war sie sofort von dem „unvergesslichen, erstaunlichen Klang“ begeistert. Mittlerweile verbringt Katerina etwa zehn Stunden pro Woche mit ihrem Hobby. Menschen, die ihrer Musik lauschen, sagen laut Katerina immer wieder, dass sie sich dadurch in eine „andere, friedliche Fantasiewelt“ versetzt fühlen. Das Gu Zheng sei für die 22-Jährige nicht nur ein Instrument, sondern ihr Leben. Sie bezeichnet es als Familienmitglied.

Foto: Jiayin Wong



Simon: Imkern

Simon hält seine rund 10.000 Bienen nicht etwa im Schrebergarten, sondern auf dem Dach des Föppl-Baus der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig (HTWK). Gemeinsam mit Jochen Holdt, einem Mitarbeiter der Fakultät Bauwesen und Hobby-Imker, hat er das Bienenvolk im Sommer auf den Campus geholt. Mittlerweile gibt es bereits eine kleine Gruppe an Studierenden, die ihm hilft. Das Imkern habe Simon von seinem Opa und aus Youtube-Tutorials gelernt. In Leipzig studiert er Betriebswirtschaft an der HTWK und kümmert sich nun mehrmals in der Woche um die Bienen. Zur Zeit muss Simon dafür sorgen, dass die Bienen über den Winter kommen. Den ersten Honig könnte es dann 2020 geben – „so um die 60 Gläser“. Den will Simon nicht verkaufen, sondern verschenken. Zum Zeugnis könnten dann alle Absolvent*innen ein Glas Honig bekommen.

Foto: Robert Weinhold/ HTWK Leipzig



Jannes: Juggler

Jeweils vier Spieler*innen sind bei dieser Sportart mit einem gepolsterten Schläger (Pompfen) ausgestattet und tragen damit Duelle aus. Eine Person pro Team verfolgt das Ziel, den Ball (Jugg) ins Tor (Mal) zu befördern. So in etwa lässt sich die Teamsportart Juggler, die Elemente des Fechtens und Ringens enthält, verkürzt beschreiben. Jannes verbringt seit 2015 mehrere Stunden pro Woche mit seinem Hobby. Er sei vor allem von den taktischen Möglichkeiten, der Flexibilität im Spiel und der „wunderbaren, offenen Community“ begeistert. Denn beim Juggler gibt es keine nach Geschlechtern getrennten Teams. Wenn Jannes, der an der Universität Mathe studiert, Juggler erklärt, hört er häufig den Begriff „Kampfsport“. Es handele sich jedoch um einen „sehr schnellen Mannschafts- und Geschicklichkeitssport“. Das würde man beim Mitmachen und Zuschauen dann selbst merken, fügt Jannes hinzu.

Foto: Jonas Jorek (Jannes, rechts)



Matthis: Gartenschlauch-Horn

Matthis studiert Mathe und Musik auf Lehramt an der Universität Leipzig sowie an der Hochschule für Musik und Theater und spielt seit fast sechs Jahren Waldhorn. Das ist nicht weiter ungewöhnlich. Doch ab und zu kommt es vor, dass Matthis seine musikalischen Künste statt anhand seines Instruments mit einem Gartenschlauch präsentiert. „Die Not macht erfinderisch“, sagt er. Denn sein Instrument mit auf Reisen zu nehmen, sei für ihn ein zu großes Risiko. Das Horn ist sperrig und schwer. Also spielt Matthis einfach Horn auf einem Gartenschlauch. „Der ist günstig, nahezu unverwundlich und passt in meinen Reiserucksack“, erklärt Matthis. Vor etwa zwei Jahren kam der Student auf die Idee. Nun ist der Gartenschlauch zu einem ständigen Reisebegleiter geworden und seine Mitbewohnerinnen bekommen zum Geburtstag ein originelles Gartenschlauch-Ständchen.

Foto: privat

„Man hat durchgehend eine Doppelbelastung“

Trainerin Katja Greulich über den deutschen Frauenfußball und seine Zukunft

Katja Greulich ist seit der Saison 2018/19 Cheftrainerin der 1. Frauenmannschaft des RB Leipzig. Ihr Team spielt in der Regionalliga Nordost und hat sich durch den Gewinn des Landespokals 2019 für den DFB-Pokal 2019/20 qualifiziert. luhze-Autorin Sophie Berns sprach mit der ehemaligen Spielerin über Teamarbeit, RB Leipzig und die Popularität des Frauenfußballs in Deutschland.

luhze: Warum sind Sie Trainerin geworden?

Greulich: Ich habe damals bei Lokomotive Leipzig in der Zweiten Liga gespielt, bin für ein Jahr zum Halleschen FC gewechselt, musste aber aufgrund einer Verletzung aufhören. Nachdem ich mein Sportstudium mit dem Schwerpunkt Leistungssport in Leipzig beendet hatte, bin ich Co-Trainerin in Jena geworden und konnte parallel nicht mehr spielen. Das hätte ich auch zeitlich nicht geschafft. So habe ich von der Laufbahn als aktive Spielerin den Bogen zur Trainerin geschlagen.

War es denn von Beginn an Ihr Plan, nach Ihrer aktiven Karriere als Spielerin diesen Weg zu gehen?

Anfangs habe ich nicht auf dem Plan gehabt, dass ich irgendwann mal als Trainerin Geld verdienen werde. Ich wusste, dass das vielleicht meine Richtung werden kann, aber nicht, dass ich das hauptberuflich machen werde. Begonnen hat es dann erst mit den ganzen Lizenzen. Während des letzten Studienjahrs habe ich die A-Lizenz



Katja Greulich – ein neues Gesicht bei RB Leipzig

Foto: RB Leipzig

erworben. Mit der A-Lizenz und der Festanstellung in Jena war für mich dann schon klar, dass das jetzt mein Beruf ist.

Wie unterscheidet sich Ihre Arbeit bei RB Leipzig zu Ihrer vorherigen beim FF USV Jena?

Von den Strukturen her ist es unterschiedlich: Die Infrastruktur ist hier in Bezug auf kurze Wege und Platzsituation vielleicht etwas schlechter. Aber bei RB Leipzig ist der Frauenfußball langfristig gesehen eine der besten Adressen. Man hat hier viel mehr Perspektiven. Denn wir haben eine super Anbindung zur Akademie und die dortigen professionellen Gegebenheiten, die wir nutzen können. Da sind wir schon sehr gut aufgestellt.

Haben Sie viel Kontakt zur Profimannschaft der Herren und wie profitieren Sie beziehungsweise Ihr Kollege Julian Nagelsmann davon?

Wir haben den Fußballlehrer zusammen gemacht, deshalb kenne ich Julian schon lange. Mit seinem Co-Trainer Robert Klauß habe ich zusammen studiert, wir hatten fast alle Veranstaltungen gemeinsam. Er war auch Fußballdozent an der Universität. Der Austausch ist nicht täglich gegeben, aber wir können ihn nutzen. Das ist ein ganz großes Plus für mich: die Erfahrungen und Erkenntnisse, die es in der Profimannschaft gibt, mitzunehmen. Um das ganze Trainerteam herum sind natürlich noch viele andere Leute, wie zum Beispiel Videoanalysten. Wir haben einen guten Austausch mit Daniel Ackermann, der auch hier an der Universität studiert hat.

Sie waren Landespokalsieger 2019. Was sind Ihre weiteren Ziele für die Mannschaft?

Aktuell sind wir Tabellenerster und das wollen wir natürlich nicht hergeben. Wir möchten so gut wie möglich abschneiden in der Liga. Wenn wir am Ende auf Platz eins sind, dann gibt es immer noch die Relegation. Wenn wir das schaffen, wäre es ein großes Plus für uns in die Zweite Liga aufzusteigen. Ansonsten ist der Landespokalsieg ein Ziel, das wir gerne wieder erreichen wollen.

Denken Sie, dass die Leute Ihnen als Frauenteam der Roten Bullen aufgrund des Namens eine gewisse Erwartungshaltung entgegenbringen?

Ja, natürlich. Dies kann positiv, aber auch kritisch ausfallen. Für uns ist es schön, diesen Verein zu präsentieren und mit der Mannschaft die Erfolge einzuholen, die man sich wünscht. Und natürlich zählt die Entwicklung und Ausbildung des Teams mehr als der Erfolg. Diesen Weg wollen wir nachhaltig gehen.

Bei der letzten Frauenfußball-WM lag die höchste Einschaltquote eines Deutschlandspiels bei circa 7,9 Millionen Zuschauer*innen. Das entspricht etwa einem Drittel der höchsten Einschaltquote der Männer-WM 2018 bei einem Deutschlandspiel. Wie erklären Sie es sich, dass Frauenfußball in Deutschland weniger Anklang findet? In den USA ist es zum Beispiel genau andersherum.

Der Frauenfußball ist in Deutschland noch sehr jung. In Amerika ist das schon alleine von der Kultur und vom Patriotismus her etwas ganz anderes. Da war Frauenfußball immer die Nummer Eins und Männerfußball eher hinten dran, weil er eine viel höhere Konkurrenz mit anderen Sportarten hatte.

Bei uns ist Fußball die Nummer Eins, aber Männerfußball kann man nicht mit Frauenfußball vergleichen. Auf Grund der Geschichte dauert das noch seine Zeit und wir werden uns dem nie gleichstellen können. Unser Ziel muss es sein, etwas Eigenständiges zu finden und uns nicht immer mit den Männern zu vergleichen.

Was könnte die Popularität des Frauenfußballs in Deutschland steigern?

Gesichter, die Frauenfußball wieder populärer machen. Dass man nicht die ganze Zeit nur meckert, weil wir keine Sponsoren haben, und sich vieles nur ums Finanzielle dreht. Wir müssen einen Weg finden, den Sport lukrativer und populärer zu machen. Damals sind wir diesen Weg gegangen und hatten spezielle Gesichter wie eine Julia Simic, die aktuell in England spielt und da ihr Geld verdient. Wir haben einfach zu wenige Spielerinnen, die auch international einen großen Namen haben.

Mit dem neuen DFB-Präsidenten Fritz Keller ist wieder ein Mann an die Spitze eines großen Sportbundes gewählt worden. Sind Sie für die Einführung einer Frauenquote in Führungspositionen im Sport?

Da will ich mich jetzt gar nicht so weit rauslehnen. Wie viele Frauen sind Cheftrainerin in der Bundesliga? Aktuell, glaube ich, gar keine. Zu meiner Zeit als Cheftrainerin in der Bundesliga gab es zwei, Inka Grings und mich. Das ist leider so und hat wieder mit der Geschichte zu tun, aber vielleicht auch damit, dass es einfach zu wenige Frauen in diesem Bereich gibt. Zu wenige, die sich zutrauen, diesen Weg zu gehen. Es gibt eine riesengroße Män-

nerdomäne. Frauenquote hin oder her, ich weiß nicht, ob das der richtige Weg sein kann. Man möchte Positionen ja auch qualitativ gut besetzen. Wenn die Qualität stimmt, sollte es erst einmal egal sein, ob Frau oder Mann.

Immerhin hat er sich dafür ausgesprochen, mehr Frauen in den DFB zu bringen.

Das stimmt. Ich habe auch gehört, dass er sich schon ein Nationalmannschaftsspiel der Frauen angeschaut hat. Seine Haltung war wirklich sehr positiv und er möchte mehr für den Frauenfußball tun. Das ist schon mal ein Statement.

Wie kann eine Veränderung der Ungleichbehandlung von Frauen im Fußball, zum Beispiel im Bereich der Bezahlung, herbeigeführt werden?

Auch da ist es wieder Angebot und Nachfrage. Es ist natürlich so, dass nur wenige Frauen in der Ersten Bundesliga vom Sport leben können. Der Rest muss arbeiten oder studieren. Erst einmal müssen wir woanders anfangen. Wir brauchen finanzielle Möglichkeiten, Sponsoren, die dieses Geld geben können. Vielleicht schafft man es irgendwann, Akademien zu bauen, nach England und Spanien zu schauen und dann den Spielerinnen hier in Deutschland die Möglichkeit zu geben, fünf, zehn oder 15 Jahre vom Fußball zu leben.

Im Männerfußball ist das wieder etwas anderes. Die Männer können, weil sie so viel verdienen, die nächsten Jahre davon leben. Wir nicht, also müssen wir noch etwas anderes nebenbei aufbauen und uns dann schon wieder Gedanken machen, was nach der Karriere ist. Immer mit diesem Hintergedanken: Ich kann das 15 Jahre lang machen, aber was tue ich danach? Und deshalb hat man durchgehend eine Doppelbelastung, die höchstwahrscheinlich jahrelang bleiben wird.

Generell sehen Sie die Zukunft des deutschen Frauenfußballs aber eher positiv?

Es muss jetzt eine Wende kommen. Wir haben eine neue Nationaltrainerin und versuchen, sehr viel in der Entwicklung zu machen. Wir waren vor einigen Jahren international gesehen viel besser. Für Olympia haben wir uns wieder nicht qualifiziert, auch das ist ein negativer Punkt für uns. Wir müssen deutsche Spielerinnen besser ausbilden und auch halten. Aktuell verziehen die sich alle nach England, nach Spanien, vielleicht sogar in die USA, um da Geld zu verdienen.

Anzeige



UNIVERSITÄT
LEIPZIG

**XI. LEIPZIGER
UNIVERSITÄTS
MUSIKTAGE**

23.11. – 1.12.2019

Leipziger Universitätschor
Suara Nakal

Leipziger Universitätsorchester
Unibigband Leipzig
Ensemble Nobiles
Jazzduo Timm/Brockelt



LEIPZIGER
UNIVERSITÄTS
MUSIKTAGE

#UNI MUGGSTAUF

Wenn Essen das Leben bestimmt

Beratungszentrum hilft Menschen mit Essstörungen in Leipzig

Mit meinem Essverhalten stimmt etwas nicht.“ So oder so ähnlich klingt oft der erste Satz, der im *Beratungszentrum Essstörungen Leipzig* (BEL) fällt. Es ist das einzige Zentrum in Mitteldeutschland, das auf Essstörungen spezialisiert ist und als erste Anlaufstelle für Betroffene und Angehörige dient. Seit Mai 2017 sitzt das BEL in Leipzig am Adler. Circa 800 Erstberatungen wurden hier schon durchgeführt. Das zeigt, wie häufig Essstörungen vorkommen. Laut dem Bundesfachverband Essstörung gehören sie in der westlichen Gesellschaft zu den häufigsten psychosomatischen Erkrankungen.

Der Begriff Essstörung umfasst bekanntere Formen wie Anorexie, Bulimie und Binge Eating, aber auch Sportbulimie und -anorexie sowie Esssucht fallen darunter. Dass eine Essstörung alleine auftritt, sei selten, sagt Martina Müller vom

BEL, dafür sei die Krankheit zu komplex. Meist leiden Betroffene an Mischformen oder zusätzlich an anderen Erkrankungen, wie Depressionen oder Drogen sucht. Verallgemeinerungen seien aber sehr gefährlich, denn „das Wesen der Essstörung ist tückisch“, stellt Müller fest. Die Kerngruppe der Betroffenen sind laut Müller junge Frauen, meist mit einer akademischen Bildung. Zudem seien zehn Prozent der Betroffenen Männer, meist leiden sie jedoch an anderen Formen, wie der Muskel sucht oder Sportbulimie beziehungsweise -anorexie. Viele Betroffene finde man zudem unter Studierenden. Diese fallen in eine der Risikogruppen der 18- bis 27-Jährigen. Deshalb arbeitet das BEL mit der Psychosozialen Beratungsstelle des Studentenwerkes zusammen.

Essstörungen sind kein modernes Problem. Das Krankheitsbild der Anorexie kannte man schon im 19. Jahrhundert. Auch damals

waren vor allem junge Frauen betroffen. „Es war schon immer so, dass gesellschaftliche Zwänge bei Frauen eine größere Rolle spielen“, erklärt Müller. Frauen werde eher gesagt, wie sie zu sein haben und das betreffe meistens ihre Körper. Müller sieht die Schuld auch bei sozialen Medien, denn vor allem junge Menschen würden Plattformen wie Instagram oft zum Vergleichen nutzen. Bei Menschen mit Essstörungen nimmt dieses Vergleichen ungesunde Züge an. Sie sind nach Müllers Einschätzung meist sehr reflektiert und würden über vieles sehr lange nachdenken. Wie ernst das Problem oft ist, würden viele nicht sehen, weshalb sie zuerst zur Beratung gehen würden, anstatt direkt zum* zur Arzt*Ärztin. Aber auch das sei ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung.

Im BEL finden Betroffene und Angehörige Hilfe. Meist beginne es mit einem Anruf, worauf dann die Terminvergabe folge. In der



Hunger bestimmt den Alltag.

Foto: Antje Kröger

Beratungsstelle arbeiten neben zwei Ernährungstherapeutinnen und einer Erziehungswissenschaftlerin auch zwei ehemals Betroffene und ein Heilpraktiker mit den Schwerpunkten Männer- und Jungenarbeit. Im BEL werden kostenlose Gespräche geführt, bis der*die Betroffene die Kraft und den Mut findet, sich medizinische Hilfe zu holen. Auch bei der Vermittlung an eine

Praxis oder Klinik bekommt man hier Rat. Da die Terminvergabe meist länger dauert, gibt es auch Betroffengruppen, die sich im BEL treffen. Eine Therapie findet hier jedoch nicht statt. Wie lange das BEL in Trägerschaft des Suchtzentrums Leipzig noch besteht, ist im Moment eine große Frage, denn im März 2020 läuft der Förderzeitraum aus.

Pia Benthin

Mit wenig Aufwand viel bewirken

Wie eine App gegen Palmöl vorgeht

Das Gewinnen von Palmöl ist schädlich für die Umwelt. Regenwald wird für dessen Anbau gerodet, Lebensräume für Tiere zerstört und auch Menschenrechte oft stark verletzt. Doch was lässt sich dagegen machen? Schon allein auf Palmöl beim Einkaufen zu verzichten, ist eine enorme Herausforderung. In nahezu allen Produkten findet sich das Pflanzenfett.

Der Leipziger Verein *Orang-Utans in Not* hat eine App entwickelt, die ähnlich wie die *Replace Plastic App* dafür sorgen möchte, dass Palmöl in Lebensmitteln reduziert wird. Die *Replace Palmoil App* ist seit

September in jedem Appstore zu finden. Direkt nach dem Herunterladen kann ohne Anmeldung gestartet werden und jedes Lebensmittel wird mittels Barcode eingescannt. Auch wenn ein Produkt noch nicht in der Datenbank bekannt ist, kann es der Nutzer einsenden, damit die Apphersteller überprüfen können, ob Palmöl enthalten ist oder nicht. Die App bündelt alle Hinweise für ein Lebensmittel und schickt sie als Nachricht an den Hersteller.

Durch das Senden der Hinweise soll der Hersteller darauf aufmerksam gemacht werden, dass sich Verbraucher wünschen, dass das Palmöl redu-

ziert und umweltfreundlicher gewonnen wird. In Zukunft soll die App nicht mehr nur auf Lebensmittel ausgelegt sein, sondern auch auf andere Produkte erweitert werden.

Julia Cissewski, Vereinsvorsitzende von *Orang-Utans in Not*, erhofft sich dadurch, dass der Hersteller, der nun um potenzielle Kunden fürchten muss, tatsächlich etwas verändert. Ihr gehe es vor allem darum, zu zeigen, dass jeder Verbraucher selbst im Alltag etwas tun kann. Als Befürworterin der Fridays-for-Future-Bewegung sei es ihr wichtig, ein Bewusstsein für die Umwelt zu schaffen. Es habe bereits Reaktionen der Hersteller gegeben.

Ob das zu langfristigen Erfolgen führt, stellt Christian Pieter Hoffmann, der Professor für Kommunikationsmanagement an der Universität Leipzig ist, in Frage. Der Ansatz der App sei zwar gut, aber nicht ausreichend für eine richtige Veränderung. Es sei zu aufwendig, eine App herunterzuladen und bei jedem Einkauf zu verwenden. „Die App-Idee ist eher diffus, sie ruft generell dazu auf, den Palmölgehalt von Lebensmitteln zu prüfen, nicht, spezifische Produkte oder Marken zu meiden“, so die Meinung von Hoffmann.



Auf Palmöljagd im Supermarkt

Foto: nst

Natalie Stolle

WIE GEHT EIGENTLICH... sicheres Demonstrieren?

Die Teilnahme an einer Demonstration ist ein effektiver Weg zur freien Meinungsäußerung. Leider kommt es immer häufiger zu gewalttätigen Ausschreitungen. So müssen sich Anwesende die Frage stellen: Wie demonstriere ich richtig und sicher?

Zunächst ist es wichtig, gut vorbereitet zu sein und die eigenen Rechte im Hinterkopf zu behalten. Für alle Teilnehmer*innen gilt das Versammlungsrecht, das besagt, dass man sich friedlich und ohne Waffen versammeln darf. Es drohen dennoch Polizeigewalt oder Ärger für nicht zugelassene Fahrzeuge sowie bei Verstößen Bußgelder oder ein Platzverweis.

Kommt es zu Ausschreitungen, überblicken weder Demonstrierende noch die Polizei das Geschehen. Wenn Gewalt ausbricht – ruhig bleiben. Man sollte versuchen, deeskalierend auf die anderen Demonstrierenden einzuwirken und sich möglichst schnell vom Versammlungsort entfernen. Nun ist es besser, das Geschehen aus der Ferne zu betrachten, da das Strafrecht anstelle des Versammlungsrechts gilt.

Gerät man an die Polizei, sollte man so knapp wie möglich auf deren Fragen antworten und sich umstehende Personen als Zeugen heranziehen. Man muss nur auf Fragen nach Namen, Geburtstag und



Bleib sicher Foto: Lara Götze

-ort sowie Staatsangehörigkeit antworten und sollte sich den Ausweis zeigen lassen. Durchsucht werden darf man nicht, es sei denn, es liegt ein konkreter Verdacht auf eine Straftat oder Waffenbesitz vor, sodass die öffentliche Sicherheit in Gefahr ist. Unter bestimmten Umständen dürfen die Beamten*innen Mobiltelefone beschlagnahmen. Ist das der Fall, sollte man sich eine Quittung von der Maßnahme ausstellen lassen. Den Pin muss man nicht mitteilen.

Um zu verhindern, dass im Nachhinein vor allem von Ausschreitungen der Demonstrierenden berichtet wird, sollte man sich ruhig verhalten. Eine Demonstration hat nur dann eine Chance auf positive Nachwirkung, wenn sie friedlich verläuft.

Lara Götze

KOLUMNE

Kommentar

zu Seite 1

Studierende vor Dogma

Stura sollte Gespräch mit Polizei organisieren



Eine andere Frau

Wenn ich als Kind bei meiner Oma übernachtet habe, bin ich morgens oft zu Radiomusik aufgewacht, auf Zehenspitzen die Treppe runter und habe durch den Türspalt zur Küche meine barfuß und im Nachthemd tanzende Oma entdeckt. Sie hat mir jedes beliebige Gericht gekocht und stillschweigend ertragen, wenn ich es dann doch nicht gegessen habe, weil es nicht ganz genauso geschmeckt hat wie Zuhause. Sie hat mir schon immer Geschichten aus ihrem Leben erzählt, zum Einschlafen oder auf Autofahrten. Und sie kommentiert meine Artikel auf Facebook mit diversen fröhlich feiernden Smileys. Typisch Oma eben.

Neulich hat sie beim gemeinsamen Frühstück einen kleinen Stapel Papiere mit den Worten „Ich hab dir da mal was mitgebracht“ über den Tisch geschoben. Auf den Seiten standen Gedichte, selbstgeschrieben, oben jeweils das Jahr. Es sind festgehaltene Momente, Gedankenketten aus Alltagssituationen oder Wendepunkten ihres Lebens. Manche tieftraurig, andere hoffnungsvoll, die meisten mehrmals überarbeitet, so als wüsste sie für ihre Gedanken noch nicht ganz die richtigen Worte. Es ist ein so persönlicher Einblick in ihr Leben, dass auch ich nicht die richtigen Worte finde. Denn es sind nicht die Worte meiner Oma, sondern die einer Frau, die vor meiner Geburt bereits ein halbes Leben gelebt, durchlebt, überlebt hat. Einer Frau, die auch mal 21 war, damals aber schon verheiratet und schwanger mit dem ersten Kind. Je älter ich werde, desto öfter kommt diese Frau in ihr zum Vorschein. Ich rede mit ihr über Fridays For Future und Politik, über Gefühle und Beziehungen, als wären wir Freundinnen. Es ist ein Privileg, diese Frau, die auch, aber eben nicht ausschließlich, meine Oma ist, kennenzulernen. Auch, wenn sie schon immer da war: „Barfuß, im Nachthemd, tanze ich in der Küche“, schreibt sie in einem Gedicht.

Sophie Goldau

Der Stura der Universität versagt an seiner Hauptaufgabe, Studierendeninteressen zu schützen. Anscheinend ist konstruktive Arbeit so lange akzeptabel, bis man sich mit Menschen unterhalten muss, die man nicht mag. Denn anders ist nicht zu erklären, wie so direkt nach der Durchsuchung von mindestens einem*einer Student*in durch Polizeikräfte auf dem Campus im Juni eine scharf formulierte Pressemitteilung veröffentlicht werden konnte, aber seitdem quasi Funkstille herrscht. Der Stura ist der Meinung, die Durchsuchungen seien rechtswidrig, die Polizei widerspricht dem. Es steht Aussage gegen Aussage, bis der Bericht des Justitiariats der Universität vorliegt.

Sollte sich herausstellen, dass die Polizei unrechtmäßig Studierende auf dem Universitätsgelände durchsucht hat, wäre

das ein Skandal. Aber selbst wenn die Beamt*innen befugt waren, die Personenkontrollen durchzuführen, hätten die betroffenen Studierenden jedes Recht, verärgert zu sein. Schließlich sollte niemand auf dem Campus das Gefühl haben müssen, ständig unter Überwachung zu stehen. Genau deswegen ist ein klärendes Gespräch zwischen Polizei und Studierendenschaft dringend notwendig.

Natürlich hat die Polizei einen schlechten Ruf unter Studierenden – viele werden sich an die brutale Vorgehensweise der Beamt*innen bei der Demonstration gegen eine Abschiebung im Juli erinnern, selbst wenn für Abschiebungen nicht die Leipziger, sondern die Landes- und Bundespolizei verantwortlich ist. Auf einer Podiumsdiskussion sollte sich die Polizei aber nicht unkommentiert rechtfertigen können. Wenn der Stura sie organisiert,

könnte er dafür sorgen, dass gut moderiert wird und die Teilnehmer*innen konstruktiv an Lösungen für das zukünftige Verhalten der Polizei im Umgang mit Studierenden arbeiten.

Durch ein solches Gespräch würde dem enorm wichtigen Thema Schutz der persönlichen Freiheit Raum gegeben werden. Studierende könnten die Polizei direkt mit ihren Ängsten und Beschwerden konfrontieren und so einerseits Verständnis, aber auch eine Verhandlungsgrundlage für zukünftige Vorfälle schaffen. Zudem könnten andere Themen angesprochen werden, wie Auftreten und Wahrnehmung der Polizei, gefühlte und objektive Kriminalitätslast und das Rollenverständnis der Polizei. Das sind alles keine neuen Ideen – der Stura selbst hat sie noch im Juni in einer gemeinsamen Pressemitteilung mit der Polizei vorgeschlagen.

Dass nun der Geschäftsführer des Stura, Friedemann Wildhage, zugibt, ein Beschluss für ein Gespräch finde wahrscheinlich keine Mehrheit, ist ein Armutszeugnis für alle Mitglieder. Der dogmatische Standpunkt, dass mit der Polizei nicht zu reden sei, mag auf einer Demo stimmen. Der Stura ist aber kein Sitzprotest, sondern ein politisches Gremium und sollte als solches in der Lage sein, über den eigenen Schatten zu springen und Studierendeninteressen vor interne Beliebtheitswettbewerbe zu stellen. In der Politik geht es nicht darum, das Populäre, sondern das Richtige zu tun. Das gilt auf Bundes- wie auf Hochschulebene. Wenn der Stura beweisen möchte, dass er an ernsthafter, lösungsorientierter Politik interessiert ist, sollte er das Richtige tun und ein Gespräch organisieren.

Jonas Waack



Passt das zusammen? (Karikatur zu Seite 2, oben)



Dummheit schützt vor Strafe nicht. (Karikatur zu Seite 2, unten)

Kommentar

zu Seite 12

Spielerinnenmänner

Frauenfußball verdient mehr Aufmerksamkeit

Im Jahr 2017 geschah in Leipzig beinahe unbemerkt etwas Bemerkenswertes. Die Frauenteams der Fußballvereine 1. FC Lokomotive Leipzig (Lok) und des Frauenfußballverein (FFV) Leipzig gründeten einen neuen Verein, den FC Phoenix. Das ist stark: Beide Teams waren gefüllt mit Spielerinnen, die sich zum Teil auf Bundesligarasen bewegt hatten. Diese Spielerinnen entschieden gemeinsam, nicht zu anderen Vereinen zu wechseln, sondern selbstorganisiert neu anzufangen, und sich von ganz unten wieder nach oben zu kämpfen. „Wir wollen kein Anhängsel eines Männervereins mehr sein“, sagte die Spielerin Barbara Butscher damals zur Taz.

Es ist ein hoher Preis, den die Spielerinnen des FC Phoenix für eine vermeintlich selbstver-

ständliche Sache wie die Mitbestimmung im eigenen Verein zahlen mussten. Wer noch weiter gehen mag, könnte sagen: für ihre Daseinsberechtigung als Fußballspielerinnen. Ganz freiwillig passierte das nicht. Sowohl Lok als auch der FFV konnten sich den Spielbetrieb der Frauen nicht mehr leisten. Doch diese Finanzierungsschwierigkeit ist ein klassischer Teufelskreis. Keine Sponsor*innen, daher keine gute Bezahlung für die Spielerinnen, die dann nicht von ihrer Arbeit leben können. Daraus folgen keine ausreichenden Leistungen, fehlende mediale Aufmerksamkeit, wenig Fans und damit wieder wenig lukrative Gründe für Investor*innen, sich den Teams zu widmen. Doch das Argument des Geldes ist symptomatisch für strukturelle Ungerechtigkeit.

Man könnte an dieser Stelle auch über Sexismen auf dem Platz sprechen, oder davon, dass „kicken wie ein Mädchen“ immer noch als Beleidigung funktioniert. Oder, dass das Wort „Frauschaft“ wirklich im Duden steht. Doch Katja Greulich, Trainerin der Frauenmannschaft von RB Leipzig, macht Aussagen, die einen Bogen über das große Thema Frauenfußball spannen. Sie spricht explizit davon, dass Frauenfußball „nie an Männerfußball herankommen wird“. Und dass die Haltung des DFB-Präsidenten Keller gegenüber dem Frauenfußball offenbar positiv sei, denn er habe sich ja schon einmal ein Nationalmannschaftsspiel der Frauen angesehen. Solche Äußerungen machen klein und füttern die Vorstellung, Frauenfußball sei etwas fundamental anderes als

Männerfußball. Sie lenken von dem für viele unangenehmen Gedanken ab, dass die binäre Geschlechtervorstellung oft der Nährboden für Ungerechtigkeit und gesellschaftliche Hierarchien ist.

Der FC Phoenix Leipzig wollte intern vieles besser machen, auch wenn er aktuell als Landesligist den langen Weg in die hohen Ligen noch bestreiten müssen. Alle Entscheidungen des Vorstands werden mit dem Mannschaftsrat abgesprochen. Teil des Vorstands ist Erik Haberecht. Er ist verheiratet mit einer der Spielerinnen, Marlene Haberecht. Ein Spielerinnenmann sozusagen. Dass uns dieses Pendant des weiblichen Begriffs unlogisch vorkommt – auch das ist einen Gedanken wert.

Theresa Moosmann

12 November
Dienstag

Theateraufführung
Wer arbeitet, soll auch Urlaub machen. Die Künstler von *3semble 23* stehen in der Inszenierung „Sommernachts-traumschiff“ in See und lassen die Sorgen davonschwimmen.
| Ort: Die Nato Leipzig | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: 6€ ermäßigt

Vortrag
Das Gleichstellungsbüro der Universität Leipzig widmet sich in der Veranstaltung „Künstliche Ignoranz – Wenn Algorithmen männlich denken“ den Herausforderungen von Gleichberechtigung und Digitalisierung.
| Ort: Stadtbibliothek | Zeit: 17 Uhr | Eintritt: frei

13 November
Mittwoch

Film
Der Dokumentarfilm „Über Grenzen“ begleitet die 64-jährige Margot, wie sie sich das erste Mal auf ein Motorrad setzt und einfach losfährt. 18.046 Kilometer und 117 Tage führen sie quer durch Zentralasien.
| Ort: Ost-Passage Theater | Zeit: 21 Uhr | Eintritt: 3€ ermäßigt

14 November
Donnerstag

Ausstellungseröffnung
Die Universitätsbibliothek Leipzig beherbergt die „Magica-Sammlung“, den größten einschlägigen Textkorpus in einer europäischen Bibliothek zum Thema Magie, Alchemie und verwandten Themen. Nach der Eröffnung könnt ihr euch einem Rundgang anschließen.
| Ort: Bibliotheca Albertina | Zeit: 18 Uhr | Eintritt: frei

18 November
Montag

Vortrag & Diskussion
Der Leipziger Autor Reiner Tetzner liest und referiert über die Friedliche Revolution und die Erkenntnisse, die heutige Volksbewegungen aus ihr ziehen können. Er geht der Frage nach, ob wir eine neue Friedliche Revolution brauchen.
| Ort: Stadtbibliothek | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

19 November
Dienstag

Diskussion
Was ist gerecht, wer setzt Gerechtigkeit durch? Zu diesen und anderen Fragen diskutieren Platon, Kant und Rawls im Café der toten Philosophen. Vertreten werden sie dabei unter anderem von den Philosophieprofessoren Thomas Kater von der Universität Leipzig und Heiner F. Klemme von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.
| Ort: Schaubühne Lindenfels | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

20 November
Mittwoch

Film
Die Schaubühne Lindenfels und die Passage Kinos laden zu den 25. Französischen Filmtagen ein und versprechen eine fulminante Jubiläumsausgabe. Eröffnungsfilm ist Nicolas Bedos' Tragikomödie „La Belle Époque“ über ein völlig entfremdetes Ehepaar, das versucht, seine Beziehung zu retten.
| Ort: Passage Kinos | Zeit: 18:30 Uhr | Eintritt: 6€ ermäßigt

21 November
Donnerstag

Podiumsdiskussion
Wie genau wurde aus dem sogenannten Roten Kloster, der marxistisch-leninistischen Journalistenausbildung an der Karl-Marx-Universität Leipzig in der DDR, nach dem Mauerfall ein Studiengang nach bundesdeutschem Vorbild? Darüber diskutieren im Rahmen der 3. Jahrestagung des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft unter anderem Journalist und Medienwissenschaftler Michael Haller und Autorin Heike Schüller.
| Ort: Zeitgeschichtliches Forum | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

22 November
Freitag

Party
Der Wiwi-Elferrat ruft unter dem Titel „Aufbruch in eine Goldene Zeit“ zum alljährlichen Fasching im Stil der 20er Jahre. Einlass ist ab 20 Uhr.
| Ort: Werk 2 | Zeit: 21 Uhr | Eintritt: 5€ ermäßigt


Tipp des Monats

Hinter den Mauern lauert das Böse?
Die Fachschaftsrät Psychologie und Jura laden zur kritischen Betrachtung von Gefängnisverhältnissen ein. Unter dem Motto „Unschuldig hinter Gittern?“ finden neben Film und Vorträgen auch Exkursionen, zum Beispiel in die Justizvollzugsanstalt Leipzig, statt.

verschiedene Veranstaltungsorte

12. November bis 4. Dezember

Eintritt frei



Grafik: Wiebke Nestler

28 November
Donnerstag

Vortrag
Die Verwaltungsleiterin des Leipziger Festivals für Dokumentar- und Animationsfilm (Dok), Christiane Wilhelm, gibt Einblicke in Kulturarbeit und spricht über die Entstehung und Entwicklung des Filmfestivals.
| Ort: Raum 3.29, Strohsackpassage | Zeit: 17 Uhr | Eintritt: frei, mit Anmeldung

1 Dezember
Sonntag

Flohmarkt
Zum letzten Mal 2019 lädt das Soziokulturelle Zentrum *Die Villa* zum Flohmarkt, diesmal weihnachtlich angehaucht.
| Ort: Lessingstraße 7 | Zeit: 14 bis 17 Uhr | Eintritt: frei

Konzert

Lasst euch beim jährlichen ersten Adventskonzert der Hochschule für Musik und Theater (HMT) von weihnachtlicher Stimmung erfassen. Gespielt werden traditionelle Stücke von Carl Reinecke.
| Ort: HMT | Zeit: 15 Uhr | Eintritt: frei

2 Dezember
Montag

Konzert
Leipziger Jazzgrößen treffen sich jeden ersten Montag im Monat im Plagwitzer Westflügel zu gemeinsamen Improvisationen.
| Ort: Westflügel | Zeit: 19:30 Uhr | Eintritt: frei, um Spenden wird gebeten

Eingefärbte Termine sind kostenpflichtig.

6 Dezember
Freitag

Straßenmarkt
Der kreative Straßenmarkt des sommerlichen Kunst-Markt-Festes „Bohei & Tamtam“ bekommt ein Winterquartier. Zu finden gibt es regionale Produkte von der Holzrahmenbrille bis zum neu erfundenen Fahrrad.
| Ort: Boulevard Heine | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

7 Dezember
Samstag

Installation
Bei den Lichtspielen des Westens erleuchten die Häuser rund um die Karl-Heine-Straße in magischen Lichtspielen.
| Ort: Karl-Heine-Straße | Zeit: 16:30 bis 21:30 Uhr | Eintritt: frei

Weihnachtsmarkt

Am zweiten Adventswochenende kann wieder auf der Feinkost weihnachtlich getrockelt werden. Samstag (7. 11.) geht es bis 21 Uhr, am Sonntag (8. 11.) bis 20 Uhr.
| Ort: Feinkost | Zeit: 11 Uhr | Eintritt: frei

DANKESCHÖN!

Für die außerordentliche Unterstützung unseres Crowdfunding-Projekts möchten wir uns ganz besonders bedanken bei:

Carl Ziegner (Gold-Abonnent)

Unterstütze uns auf **Steady**

Anzeige

WIK-L Wirtschaftswissenschaften und Industriekolleg Leipzig

Firmenkontaktmesse
27. November 2019

Projektmanagement BAUELEMENTE Gebäudetechnik
Java Automationstechnik
Informationssysteme
Arbeitsvorbereitung
Energie-technik
Brennstoffe Kunststoffe

KOSTENFREI!
Unternehmenskontakte
Praktika
Studentenjobs
Thesis-Themen
Vorträge
Jobwall
uvm.

WIKWAY.de

HTWK LEIPZIG
Nieper-Bau, 10 - 16 Uhr

IMPRESSUM

luhze
Leipzigs unabhängige Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Telefon: 01771446675
E-Mail: chefredaktion@luhze.de

Online: www.luhze.de
Twitter: @luhze_leipzig
Instagram: luhze_leipzig
Facebook: luhzeLeipzig

Auflage: 10.000 Stück

Druck: MZ Druckereigesellschaft mbH
Fiete-Schulze-Straße 3
06116 Halle (Saale)

Herausgeber: Luhze e.V.
vertreten durch die Vereinsvorsitzenden
René Loch und Jonas Nayda
Geschäftsführer: Dennis Hänel

Anzeigen:
Preisliste 04/2019
anzeigen@luhze.de

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Luise Mosig (lm), Hanna Lohoff (hl),
Pauline Reinhardt (stellv.) (pr)

Resortleitung:
Hochschulpolitik: Theresa Moosmann (tm)
Perspektive & Reportage: Hanna Lohoff (hl)
Leipzig & Film: Sophie Goldau (sg)
Wissenschaft: Jonas Waack (jw)
Rätsel: Luise Mosig (lm)
Thema: David Will (dw)
Kultur: Pauline Reinhardt (pr)
Sport: Hagen Küsters (hk)
Service: Marie Nowicki (mn)
Kalender: Niclas Stoffregen (nts)
Foto: Annika Seiferlein (as)
Grafik: Marie Nowicki (mn)
Campuskultur: Pia Benthin (pb)

Redaktion: Dennis Hänel (dh), Julia Nebel (jn), Natalie Stolle (nst), Maximilian Mitschke (mm), Leonie Beer (lb), Leonie

Asendorp (la), Gesine Münch (gm), David Kreiling (dk), Hannah Niederfeld (hn), Simone Rauer (sr), Alicia Kleer (ak), Vincent Biel (vb), Lisa Bullerdiek (lb)

Geschäftsbedingungen:
Alle Rechte und Irrtümer vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten.
Die Redaktion behält sich das Recht auf unverfälschte und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei

Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich (Ausnahme: Semesterferien) und ist kostenlos. Den Autorinnen und Autoren ist es freigestellt, in ihren Texten mit dem Gendersternchen zu gendern. Bei Texten ohne Autorennennung wird auf Sonderzeichen verzichtet, geschlechtsneutrale Sprache aber angestrebt.

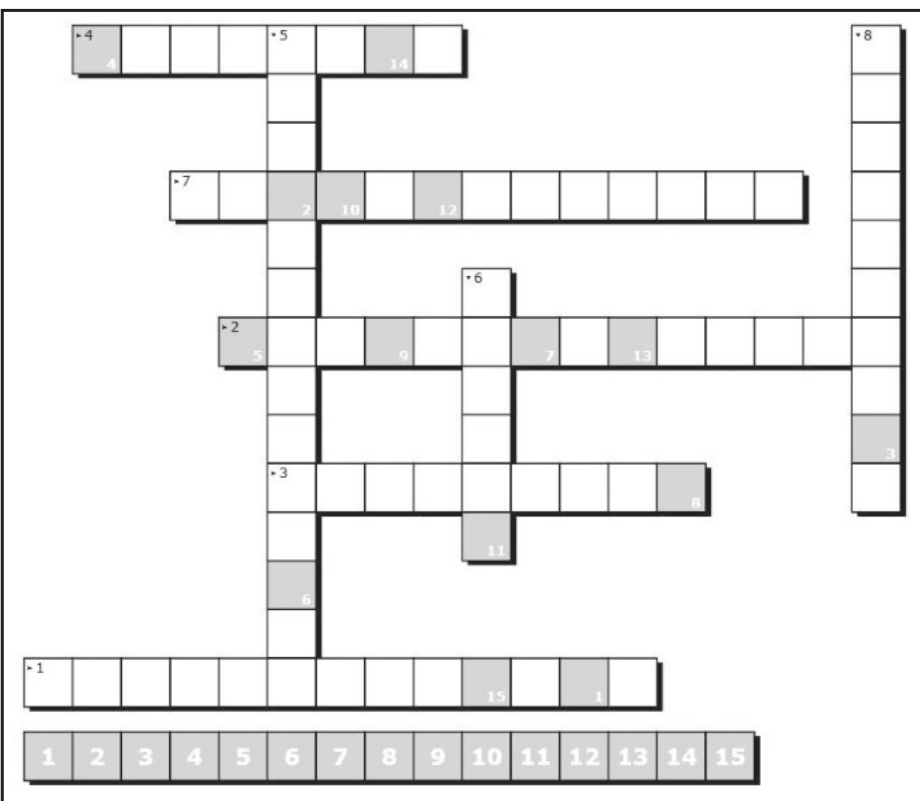
Nächste Ausgabe: 9. Dezember
Redaktionsschluss: 28. November

Gewinnspiel

Gelesen, gerätselt, gewonnen

Wir verlosen 2x2 Gästelistenplätze für das Namika-Konzert am 15. Dezember

Wer diese Ausgabe aufmerksam gelesen hat, dem sollte folgendes Rätsel nicht schwerfallen. Gesucht sind acht Begriffe, die die nebenstehenden Fragen beantworten. Achtung: „ä“ wird zu „ae“, „ö“ wird zu „oe“ und „ü“ wird zu „ue“. Viel Erfolg!



1. Was befindet sich heute im Schloss Schönefeld?
2. Welchen Schwerpunkt hatte Katja Greulich in ihrem Sportstudium?
3. Was war der erste Bandname von *Von Wegen Lisbeth*?
4. Über den Ursprung welcher Sprache rätseln Forscher bis heute?
5. Welches Beispiel nennt Ute Uhlemann vom Grassi Museum für Völkerkunde für kompliziert aufzubewahrende Objekte?
6. Wo tanzt Sophie Goldaus Oma gern barfuß zu Radiomusik?
7. Was hat der Stadtrat am 30. Oktober ausgerufen?
8. Welches Tier hält Elisa neben Gecko, Skorpion und Vogelspinnen?

Um zu gewinnen, schick das richtige Lösungswort bis zum 8. Dezember 2019 an gewinnspiel@luhze.de.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die zwei Gewinner bestimmt ein Zufallsgenerator. Wir verwenden deine Daten nur fürs Gewinnspiel. Redaktions- und Vereinsmitglieder von luhze sind vom Gewinnspiel ausgeschlossen.

WIR VERLOSEN:

2x2 Gästelistenplätze für das Konzert von Namika am **15. Dezember 2019, 20 Uhr im Leipziger Felsenkeller**. Die gebürtige Frankfurterin ist seit Januar mit ihrem zweiten Album „Que Walou“ auf Tour. Nachdem die Vorab-Tour restlos ausverkauft war, geht es für die Sängerin und Rapperin im November und Dezember 2019 auf Zusatztour.

SUDOKU

Seminar am Montagmorgen

		9		2	5		7	
4				7			3	5
5	3							6
			6			8		2
		6		9		5		
3	8			2				
7							3	4
8	3		6					1
	2		4	5		9		

Campus-Bib in der Vorlesungszeit

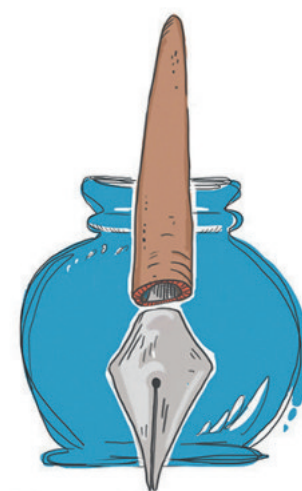
4								
		2	7	4				
9		7		8				2
	8	9	6	4		5		
		6	2	1	7			
	2		8		7	4	3	
1				2		6		5
				6	5	3		
								9

Mensa am Park gegen 13 Uhr

6					1	5	8	4
			9	4				6
		4		6		9		
2	1					6		
			6		9			
		6					9	3
		7		1		4		
	6			5	4			
1	4	8	3					5

Leipziger Innenstadt zum Weihnachtsmarkt

	5	1		2				
	2		7			9		
9		3			5		2	
	4	8	2					6
			3		8			
1				4	7	8		
	7		1		6		3	
		5			6		7	
				3	4	1		



luhze

Wir machen Zeitung.
Mach doch mit!

Redaktionssitzung immer:
Mittwoch 19:00 Uhr
Lessingstraße 7 „Die Villa“
3. Etage
www.luhze.de

